

### Impressum:

skolasti – zeitschrift der südtiroler hochschülerInnenschaft; herausgabe und verwaltung: südtiroler hochschülerInnenschaft, schloßstrasse 1, waltherhaus, bozen. tef. 974614, fax 974948; verantwortlich im sinne des pressegesetzes: walther fill; redaktion: angelika unterholzner, alexander larch, markus mascelli, wilhelm stricker; saiz und layout: graphic line, dachstrasse 20a, bozca; druck: coop. cierre, caselle di sommacampagna. via verona 16; gratisversand an mitgliedern; abonnement für nichtmitglieder: lire 15.000.–, dm 15.–, ös 150.–; preis der einzelnummer: lire 8.000.–, dm 8.–, ös 80.–; kontonummer: südtiroler sparkasse bozen, agentur 1, k/k nummer 114000, zahlungsgrund „skolasti“ angeben, eintragung landesgericht bozen nst.1/56, erlaß vom 18. 06. 1956: die artikel geben die meinung der autoren wieder; gedruckt auf chlorfrei gebleichtem umweltpapier.

### Bildnachweis:

Titelseite: Angelika Unterholzner, Meran

S. 1: Zeichnung von Karl Guffler, Naturns/Salzburg

S. 4, 5, 10: Zeichnungen von Anna Breitenberger, Meran

S. 9, 13, 19, 24, 29, 32, 54, 45, 46, 48: Zeichnungen nach Fotos von Angelika Unterholzner, Meran

S. 17 entnommen aus „Die Zeit“

S. 55, 56: „letzte Seite“ von R. Horzeplotz & Petrosilius Zivackelmann

# FRONTAL



„skolast Nr. 2/93“ rezensiert von Markus Mascelli

Ein skolast mit dem emblematisch formulierten Arbeitstitel „Naturwissenschaft versus Geisteswissenschaft“ drängt per se ein Endergebnis auf. Daß ein solches natürlich Schwachsinn wäre, leuchtet ein.

Worum es den HerausgeberInnen und AutorInnen geht, ist vielmehr, den oft feststellbaren Antagonismus, der, wie einige Beiträge klar zum Ausdruck bringen, (zumindest aus subjektiver Sicht) nicht unüberwindbar sein muß, auch wenn ein erster, oberflächlicher Blick diesen Eindruck vermittelt oder etwa eine persönliche Einschätzung diese Ansicht nahelegt.

Ein klares Loslösen von gesellschaftlich verklärten Wertungszusammenhängen die – wie vieles andere – abhängig sind vom Entwicklungsstand und der unmittelbar praktischen Verwert-

barkeit der Technik und die „Armkraft“ des Menschen für den praktischen Gebrauch verstärkenden und verlängernden Fach-Wissenschaften, zeige eindeutig die Gleichwertigkeit der einzelnen Ausprägungen der, wie Annemarie Schweighofer in ihrem Beitrag richtig bemerkt, als dichotom zu verstehenden Wissenschaft.

Auch wenn Thomas Aichner mit seinem Beitrag vom Bruderstreit der beiden Wissenschafts-Stränge im Versuch einer Genealogie der Wissenschaften einen Ansatz dazu zeigt, scheint mir doch in allen Beiträgen zu wenig auf die Frage eingegangen worden zu sein, ob Wissenschaft heute wirklich nur mehr in (mindestens) dichotomer Zuordnung denkbar und möglich ist. Sind wir wirklich so weit, daß sich Natur- und Geisteswissenschaften (als Sammelbegriffe zu verstehen) nicht mehr die Hand reichen können, außer vielleicht in den Fällen, in denen die sich als exakte Wissenschaften verstehenden Naturwissenschaften an ihre empirischen Grenzen stoßen oder in denen die Geisteswissenschaften sich auf die Autorität und Absoluteit einer streng mathematischen Quantifizierung berufen, um den Standards einer Wissenschaft, wie z.B. der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit, gerecht zu werden? Solche Fragen bleiben offen und müssen vielleicht auch offen bleiben.

Daß es Bemühungen gegeben hat, die Wissenschaft von ihrem selbstreferentiellen Sockel herunterzustoßen, beweist der „Erfahrungsbericht aus sechs Jahren Wissenschaftsladen“, oder Claudia von Werlhofs Beitrag „KÖRPER-SCHAFT“. Ihr Verdienst ist es, daß zu den oftmals übermäßig ausgereizten Themen Feminismus und Recht auf Abtreibung endlich einmal auch eine persönliche Stellung bezogen wird, der auch ich (zumindest was ihren theoretischen Gehalt anlangt) zustimmen kann.

Daß es aber auch Leute gibt, die den ganzen wissen-schaffenden Betrieb des Wissenschafts-Dschungels, in dem sie sich teilweise selbst befinden, nicht so ernst nehmen, beweisen einige humorvolle Karikaturen, Textproduktionen und Fotobeiträge – und das tröstet und rundet die ganze Sache gebühlich ab.

Vieles in diesem skolast spricht mir daher aus der Seele, vieles habe ich nicht verstanden, vielem konnte ich beim besten Willen nicht zustimmen. Doch was mich tröstet, ist, daß es anderen auch nicht anders ergoht wird.

*Schweißtreibende, angenehme Sommermonate wünscht die skolast Redaktion*

# EIN BRUDERSTREIT

## Das (gebrochene) Verhältnis zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften

*offensichtlich beschäftigen sich natur- und geisteswissenschaften mit verschiedenen problemen. die unterschiedlichen bereiche ihres schaffens müssen wohl auch der grund für ihre lossagung von der gemeinsamen mutter philosophie gewesen sein. im folgenden beitrage versuche ich, einige (der vielen), nicht selten widersprüchlichen standpunkte zum heftig diskutierten thema der aufspaltung in natur- und geisteswissenschaften zu erläutern.*

*im ersten teil gehe ich auf die trennung der beiden kulturen und deren möglichen ursachen ein, es folgen einige überlegungen zum kulturbegriff im streit der (wissenschafts-)kulturen und am schluß drehe ich den spieß um und erkläre, warum die trennung in natur- und geisteswissenschaften nach meiner meinung sinnlos ist. vieles wurde nur kurz angesprochen oder fiel ganz unter den tisch. der text soll nur einen ausschnitt aus dem streit der giganten vermitteln und im idealen fall einige anregungen geben.*

*grundlage dafür bildet eine sammlung von aufsätzen zum thema, die im univerlag konstanz erschienen sind.*

*vorweggenommen sei noch – zu meinem eigenen schutz –, daß ich mich wie der esel aufs glatteis begeben, wenn ich, als mittelmäßiger student, den polemiken der wissenschaftstheoretiker nachspüre.*

## SCHWARZ GEGEN WEISS UND OBEN GEGEN UNTEN

Die Aufteilung in Natur- und Geisteswissenschaften ist heute fest institutionalisiert.

An den Universitäten gibt es eine naturwissenschaftliche und eine geisteswissenschaftliche Fakultät und selbst in den meisten Tageszeitungen gibt es eine naturwissenschaftliche Seite und eine geisteswissenschaftliche Seite. Die beiden Kulturen leben – offenbar harmonisch – nebeneinander und kümmern sich wenig umeinander.

Unter der Oberfläche sind das Verhältnis und der Status zwischen Natur- und Geisteswissenschaften jedoch alles andere als klar oder gar harmonisch.

Zum ersten Mal unüberhörbar hingewiesen auf die Trennung der beiden Kulturen hat der Romancier, Physiker und britische Staatsbeamte Charles Percy Snow.

In seiner berühmt gewordenen Anrede sprach er im Jahre 1956 über den Graben, der sich nach seiner Ansicht zwischen den beiden Kulturen aufgetan hatte:

„Also auf der einen Seite haben wir die literarisch Gebildeten, die ganz unversehens, als gerade niemand aufpasste, die Gewohnheit annahmen, von sich selbst als 'den Intellektuellen' zu sprechen, als gäbe es sonst weiter keine“, und „auf der anderen Naturwissenschaftler, als deren repräsentative Gruppe die Physiker gelten.“ Snow stellt weiters fest, daß es „... zwischen beiden eine Kluft gegenseitigen Nichtverstehens, – manchmal und zwar vor allem bei den jungen Generationen – Feindseligkeit und Antipathie, in erster Linie mangelndes Verständnis“ gibt. Mit einem Wort: „Man hat ein seltsam verzerrtes Bild voneinander.“

Als die Wissenschaft im 18. Jhrd. begann, die Übersicht über sich selbst zu verlieren, fand sie eine neue Ordnung auf der Grundlage von zwei Wissenschaftskulturen. Auf der einen Seite die Naturwissenschaften und auf der anderen Seite die Geisteswissenschaften. Der Dualismus feierte fröhlich Urstand. Oben und unten, rechts und links, schwarz und weiß, gut und böse – das sind die einfachsten und die wirkungsvollsten Orientierungen immer noch.

Snow war der erste, der das Kind beim Namen nannte, und seitdem ist die Formel von den zwei wissenschaftlichen Kulturen in aller Munde. Snow bedauert in seiner Rede zutiefst die Leute, die Shakespeares Sonette nicht kennen, als auch die Leute, die mit dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik nichts anzufangen wissen. In beiden Fällen spricht er von einer geistigen „Verarmung“. In seiner Anklage kommen die Geisteswissenschaften allerdings bedeutend schlechter weg als die Naturwissenschaften.

## PAPIER GEGEN RECHNER

Snow spricht davon, wiederholt beobachtet zu haben, daß es Leute gibt, die gemessen an unseren Kulturmaßstäben als hochgebildet gelten, aber kaum eine Ahnung von naturwissenschaftlichen Errungenschaften haben.

„So wird also das großartige Gebäude der Physik errichtet, und die Mehrzahl der gescheitesten Leute in der westlichen Welt versteht ungefähr genausoviel davon, wie ihre Vorfahren in der Jungsteinzeit.“

Dieser Befund trifft heute wohl noch genauer zu als vor 30 Jahren. Anders gesagt, für viele gehören die Naturwissenschaften bei uns nicht zur 'Bildung'.

Ein Beispiel soll die Stellung, die die Geisteswissenschaften in unserer Gesellschaft einnehmen veranschaulichen: Im Jahre 1989 wurde der 100. Geburtstag des Philosophen Martin Heidegger gefeiert. Unzählige Bücher und Zeitungsartikel erschienen zum Anlaß. Die FAZ brachte sogar ein Bild, auf dem nur der Waldweg abgebildet war, über den der Philosoph oft spazierte. Möglicherweise ist Heidegger für unsere Zeit so bedeutend, ich weiß es nicht.

In den Jahren zuvor feierten drei große Physiker ihren 100. Geburtstag: Albert Einstein (geb. 1879), Niels Bohr (geb. 1885) und Erwin Schrödinger (geb. 1887). Vergleicht man die Bücher- und Artikelflut anlässlich Heideggers Festjahr mit den Reaktionen der (deutschen) Intellektuellen auf die Festjahre der Physiker, dann blieb im letzteren Fall das Echo verschwindend gering. Physik und die anderen Naturwissenschaften finden offensichtlich keine Gnade, wenn gelacht wird.

Heidegger selbst hat ein fieses Bild von den Naturwissenschaften: Die Naturwissenschaft mache die Dinge, die sie betrachtet zu „etwas Nüchternem“, ja sie habe sogar „die Dinge als Dinge schon vernichtet, längst bevor die Atombombe explodierte“. Der Denker aus der Hütte im Schwarzwald gibt schließlich auch noch preis, wozu die Wissenschaft fähig ist: „Die Lebensmittelchemie kann Interessantes über Wein aussagen.“

Mit diesem Satz ist das Verständnis, das auch heute noch allzuvielen von der Rolle der Naturwissenschaften haben, bestens dargestellt: Die eine Kultur erkennt das Sein und die andere Kultur erklärt den Wein bzw. wahrscheinlich nur seiner Zuckergehalt.

An dieser Stelle wird das Verhältnis der beiden Kulturen verhängnisvoll. Die literarische Intelligenz verachtet die Naturwissenschaftler in dem Sinne, daß sie hier keine geistige Qualität erkennen kann und somit der Naturwissenschaft den Rang der Intellektualität abspricht. Der Naturwissenschaftler wird als Mann im weißen Kittel betrachtet, der mißt und rechnet und mit 'Geist' nicht viel anzufangen weiß. Die Ursache für die Spaltung der beiden Kulturen und den unühnlichen Status der Naturwissenschaften erblickt Snow in der industriellen Revolution. Die hochgebildeten Jünger der geisteswissenschaftlichen Kultur konnten die industrielle Revolution nicht begreifen. Alles, was sie sahen, waren rauchende Kamine und das Elend der Massen. „Wissenschaft ist ein höchst aristokratisches Geschäft“ verlaublich der Theologe Adolf von Harnack. Die Industrialisierung war Sache der kleinen Leute und der Naturwissenschaftler, weshalb es leicht fiel, die letzteren zu den kleinen Leuten zu rechnen. Aristokraten woll(t)en unter sich bleiben, und das ungebildete Volk, wozu bald auch die Naturwissenschaftler und Ingenieure gerechnet wurden, gehörte partout nicht dazu.

## ZUKUNFTSMUSIK

Und dennoch setzt sich auf der anderen Seite der Medaille der Mythos von der allmächtigen Technik durch. Sprüche wie: „Naturwissenschaften verändern die Welt“, „wo sich Naturwissenschaft bewegt, bewegt sich auch die moderne Welt“, „den Naturwissenschaften gehört die Zukunft“, sind in aller Munde.

Aus solcher Sicht mögen die Geisteswissenschaften zwar aristokratisch und von edler Natur sein, dennoch stehen sie auf dem Statusreppchen eine Stufe niedriger als die Naturwissenschaften.

Den Geisteswissenschaften wird aus dieser Sicht die Rolle als gebildete und forschende Erinnerung an vergangenen Kulturen zugeschrieben.

Eine solche Rollenverteilung, die klar zugunsten der Naturwissenschaften ausfällt, starrt logischerweise auch aus dieser Ecke und müßte eigentlich auf der anderen Seite heftige Kritik hervorrufen.

Aparterweise verteidigt sich ein guter Teil der Geisteswissenschaft gegen solche Rollenverteilungen, indem sie ihnen einfach das Siegel der Legitimation aufsetzt.

Gemeint ist damit das sog. Kompensationsmodell von Odo Marquard.

Nach diesem Modell kompensieren die Geisteswissenschaften die Modernisierungsschäden, die durch das Tempo naturwissenschaftlicher und technischer Innovation entstehen. Die einen entwerfen die Zukunft und die anderen präsentieren uns als Ausgleich auf silbernen Tellern die Vergangenheit.

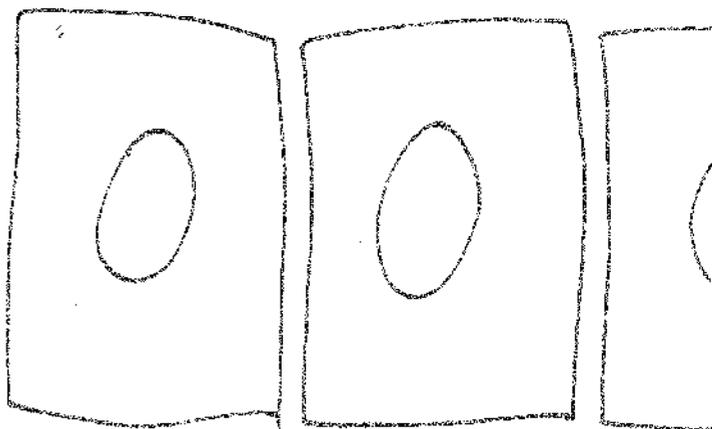
Die Naturwissenschaftler haben somit das Sagen und die Geisteswissenschaftler das Nachsagen. Letztere vermögen (nach Marquards These) nur so zu kompensieren, indem sie selbst auf Innovationsdruck verzichten und konservativ werden. „Modernisierung ist die Kunst der anderen“, könnte das Motto der neuen -- alten Geisteswissenschaften lauten.

Mit einem solchen Modell wird erst gar nicht versucht, den Mythos der zwei Kulturen zu überwinden, den Geisteswissenschaften ihre Rolle an der Schaffung der Zukunft anzuerkennen. Sie sollen vielmehr jene Schäden ausbessern die die Naturwissenschaften beim Bau des Projekts Zukunft in unseren Gemütern anrichten.

## KULTUR ODER KULTUREN ?

Doch der Reiß geht noch tiefer. Snow stellt fest, daß die Entstehung von zwei Wissenschaftskulturen den Kulturbegriff selbst gespalten hat. Kultur wird demnach nicht mehr als Inbegriff aller menschlichen Arbeit und Lebensformen verstanden, sondern hat sich in unabhängige 'Teilkulturen' aufgelöst (z.B. geisteswissenschaftliche, naturwissenschaftliche, politische Kultur usw.).

## IST WISSENSCHAFT,



Was ist das?

Das ist ein Ei, sagt die Philo = Sophie.

Das ist ein Ei, sagt die Philo = Sophie.

Snow: „Unsere Gesellschaft gibt nicht einmal mehr vor, eine gemeinsame Kultur zu besitzen.“

Für sich verwendet, wird der Begriff 'Kultur' heute vornehmlich mit Geisteswissenschaften und Kunst assoziiert. Naturwissenschaft und Kultur scheinen für viele unvereinbar zu sein. Das ist wie Arbeits- und Schäferleben, Rechner und Schafmaien, Werktag und Sonntag.

Ich denke, daß Snows Spaltung des Kulturbegriffs starke Kritik am Spezialistentum beinhaltet. Ein jeder sitzt auf seiner Insel des Wissens, und das Meer der Unwissenheit über andere Kulturen wird immer größer.

Auf der anderen Seite möchte ich solchen Überlegungen entgegenhalten, daß es, trotz gegenteiliger Ansicht vieler, zahlreiche (und wünschenswerte) Berührungspunkte zwischen der naturwissenschaftlichen Kultur, um noch in dieser Terminologie zu verbleiben, und etwa der Kunst gibt. Ich denke da beispielsweise an den Futurismus, der die Ideale der Technik aufgriff und verherrlichte oder auch an zeitgenössische Künstler, die sich mit der Entwicklung in der Technik und – vor allem – mit ihren Folgen kritisch auseinandersetzen. Max Frisch etwa beschreibt in seinem Roman 'Homo Faber' den technikgewohnten Menschen, der mit der Natur nichts mehr anzufangen weiß.

Nam June Paik setzt sich seit den 60er Jahren mit den Entwicklungen der Informationstechnik (hauptsächlich TV und Video) auseinander und bezieht in seinen Videotapes bzw. Videoinstallationen kritisch Stellung.

Frisch (Schriftsteller und Ingenieur) und Paik (entwickelt eigene Computerprogramme für seine Arbeiten) sind bestens vertraut mit dem, worüber sie schreiben bzw. filmen. Die Liste jener, deren Horizont weiter als bis zu den Grenzen des eigenen Fachs reicht, ließe sich fortsetzen.

## DEN SPIESS UMGEDREHT

Damit bin ich an dem Punkt angelangt, wo es meiner Meinung nach falsch ist, von zwei Wissenschaftskulturen zu sprechen, und daß eine solche Trennung sich eher hemmend als fördernd auf die Probleme auswirkt, vor denen heute die Wissenschaft steht.

Ist etwa die Psychologie eine Geisteswissenschaft oder eine Naturwissenschaft?

Wohin gehört die Mathematik, die sich mit reinen Konstrukten des Geistes befaßt, aber zu den Naturwissenschaften gerechnet wird? Was ist mit der Philosophie, vor allem mit ihren modernen Formen der Logik und der Wissenschaftstheorie? Die Rede von den zwei Kulturen täuscht eine Ordnung vor, die es nicht gibt.

Zugegeben, zwischen bestimmten Wissenschaften bestehen Parallelen (bsp. Physik und Mathematik), die sich in ähnlichen methodologischen Ansätzen äußern. Es ginge aber über die Grenzen des dualistischen Prinzips, Unterschiede und Ähnlichkeiten verschiedener Wissenschaftsdisziplinen ordnen zu wollen.

Daß die Liebe zum Dualismus eine unglückliche ist, zeigt sich auch an den Aufgaben, die sich heute an die Wissenschaften stellen. Probleme lassen sich nicht gerne in die eine oder andere Wissenschaftskultur zwingen.

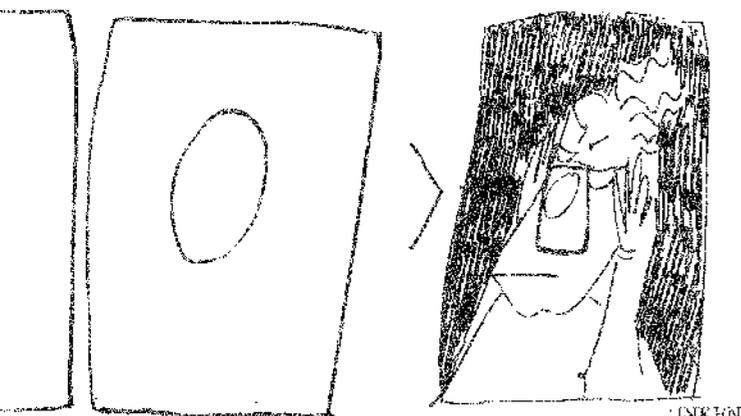
Ein Beispiel dafür ist die Abschätzung der Folgen, die die moderne Technik nach sich zieht. Die Beurteilung der Auswirkungen technischer Entwicklungen und der Interdependenzen zwischen technischen und gesellschaftlichen Entwicklungen fordern so-

wohl die sog. Naturwissenschaftler als auch die sog. Geisteswissenschaftler aufs Feld.

Ich denke nicht an eine Rückkehr aller Wissenschaften in die Ursuppe Philosophie. Ich denke an gegenseitige Akzeptanz und Vereinigung im Kampf gegen Probleme, die alle betreffen.

Snows Rede wurde damals leichtfertig als Sonntagsrede abgetan. Die Ernsthaftigkeit seiner Feststellungen läßt sich an der Antwort erkennen, die Snow den Kritikern seiner Feststellungen verpaßt hat: „Es ist gefährlich, zwei Kulturen zu haben, die sich nicht miteinander verständigen können oder wollen. In einer Zeit, in der die Naturwissenschaften weitgehend über unser Schicksal – das heißt darüber, ob wir leben oder sterben werden – entscheiden, ist das in einem sehr konkreten Sinne gefährlich. Naturwissenschaftler können schlechten Rat geben, und die Leute, die Entscheidungen treffen, können nicht wissen, ob der Rat gut oder schlecht ist.“

## WAS WISSEN SCHAFFT



eine sagt

Das ist ein "0" sagt die 'Spiegelwissenschaft'.

Das ist meines Mannes Spürnase, sagt der Wissen = schafflers Trau.

### ANMERKUNGEN:

1. Bachmeier, H.; Fischer, E. P. (Hsg.), (1991). Glanz und Elend der zwei Kulturen. Über die Vortragsfähigkeit der Natur- und Geisteswissenschaften. Konstanz.
2. Snow, Ch. P. (o. J.). Die zwei Kulturen. In: Krauser, H. (Hsg.), (1987). Die zwei Kulturen. München.
3. Marquard, O. (1986) Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften. In: ders., (1974) Subjektivität. Sechs Aufsätze. Frankfurt. S. 130.
4. Vietta, S. (1989). Heideggers Kritik am Nationalsozialismus und an der Technik. Tübingen.
5. Hornann, A. (1983). Wie die Wissenschaft ihre Unschuld verlor. Stuttgart.

# DENKEN

Denken ist Kombinieren von Gedanken, Vorstellungen, Meinungen, Erfahrungen...  $x_1...x_n$  zu Gedanken, Vorstellungen, Meinungen, Erfahrungen...  $x_{n+1}$ .  $x$  sind Gedanken, Vorstellungen, Meinungen, Erfahrungen... von  $X$ .

## Wissenschaft

In der Wissenschaft ist das Kombinieren geregelt.

Kombinationsregeln  $y$  und Gedanken  $x$  sind in einer „normierten Sprache“ formuliert.

In einer *normierten Sprache* ist die Zuordnung: Zeichen  $\rightarrow$  Bezeichnetes und die Kombination: Zeichen $_1+...+$ Zeichen $_n =$  Zeichen $_{n+1}$  in *Terminologie* und *Syntax* festgelegt. Normierte Sprachen sind z. B. Mathematik, Nationalsprachen.

Die Kombinationsregeln  $y$  und die Gedanken  $x$  sind eine *Theorie T* zu  $X$ .

Die Kombinationsregeln  $y$  und die Gedanken  $x_1...x_n$ , die nicht mit  $y$  abgeleitet werden können und aus denen  $x_{n+1}$  abgeleitet werden, sind die *Axiomatik* von  $T$ .

Die Kombinationsregeln  $y$  sind die *Methode* von  $T$ .

Die Gedanken  $x_{n+1}$  sind, da sie in  $x_1...x_n$  durch  $y$  begründet sind, *Wissen*.

Eine Theorie  $T$  ist *gültig*, solange  $x_{n+1}$  auf  $X$  zutrifft. Läßt sich  $X_{n+1}$  nicht mit  $T$  beschreiben oder beschreibt  $x_{n+1}$  nicht  $X$ , muß  $T$  revidiert oder ersetzt werden.<sup>9)</sup>

Eine nichtwissenschaftliche Form des Denkens ist z. B. die Assoziation (Kombinationsregeln  $y$  nicht in Normsprache) von Bildern (Gedanken  $x$  nicht in Normsprache).

## Geisteswissenschaft

In der Geisteswissenschaft ist  $X$  „Geist“: Gedanken.

D.h. in geisteswissenschaftlichen Theorien  $T$  werden Gedanken  $x_1...x_n$  über Gedanken  $X$  zu Wissen  $x_{n+1}$  über Gedanken  $X$  kombiniert nach einer Methode  $y$  in einer normierten Sprache.

## Methoden

### 1 Abstraktion:

Die Axiomatik  $x_1...x_n$  ist:  $x_i$ :  $X$  ist  $X_j...X_l...X_k$  ...  $x_n$ :  $X$  ist  $X_0...X_l...X_m$ . Das Wissen  $x_{n+1}$  ergibt sich aus der Abstraktion:  $X$  ist  $X_l$ .

### 2 Ausführung:

Die Axiomatik  $x_1...x_n$  ist:  $x_i$ :  $X_j$  ist  $X_j...X_k$ . Das Wissen  $x_{n+1}$  ergibt sich durch Einsetzen von  $x_1$  in  $x_i$ :  $x_i$ :  $X_j$  ist  $X_j...X_l...X_k$ .  $x_n$ :  $X_l$  ist  $X_m...X_0$ . Wissen  $x_{n+1}$ :  $X_j$  ist  $X_j...X_m...X_0...X_k$ .

Dieser Aufsatz ist z. B. eine Ausführung über das „Denken“.

### 3 Diskurs:

$x_1 \dots x_n$  sind Gedanken von Personen  $P_1 \dots P_n$  zu  $X$ , formuliert in Büchern oder mündlich. Das Wissen  $x_{n+1}$  ergibt sich durch das „Zusammenbringen“: Zitieren, Lesen, Miteinandersprechen... von  $x_1 \dots x_n$  durch  $P_{n+1}$ :  $P_1: X \text{ ist } x_1 \dots P_n: X \text{ ist } x_n \text{ — } P_{n+1}: (X \text{ ist } (x_1 \dots x_n) \text{ ist } x_{n+1})$ .<sup>1)</sup>

Die Methoden 1...3 werden kombiniert: z.B. 1. Abstraktion 1...k ergibt Wissen 1...j; 2. Wissen 1...j wird ausgeführt zu Wissen 1...m; 3. Wissen 1...m wird im Diskurs mit  $P_1 \dots P_n$  ergänzt zu Wissen j...o.

### Nutzen

1 Geisteswissenschaftliche Theorien Aufstellen: Ausführen, Zitieren, Lesen, Miteinandersprechen... macht Spaß. Sie sind wie Spiele mit Regeln y. Gewinnen  $x_{n+1}$  und Mitspielern P.

2 Geisteswissenschaftliche Theorien können durch Realisierung des gewonnenen Wissens  $x_{n+1}$  praktisch genutzt werden: in der Technik: „Geistestechnik“/„Artificial Intelligence“; durch die Konstruktion von Maschinen: Computern, die mit Software: Methoden y, normierte Sprachen aus Input:  $x_1 \dots x_n$  Output: nutzbares Wissen  $x_{n+1}$  gewinnen; im Leben: durch geplantes Handeln.

3 Wissenschaftskritik: wissenschaftliche Theorien T sind als Gedankengruppen Themen X geisteswissenschaftlicher Theorien T'. T' überprüft T auf seine Gültigkeit: bringt gefährliche, falsche naturwissenschaftliche Theorien zu Fall (vgl. Gefahren der Naturwissenschaft).

### Gefahren

1 Die größten Gefahren (und der größte Nutzen?) liegt in praktischer Anwendung geisteswissenschaftlicher Theorien: die Realisierung von aus falschen politischen Theorien/ Ideologien abgeleitetem „Wissen“  $x_{n+1}$  z.B. kann katastrophal sein.

### Naturwissenschaft

In der Naturwissenschaft ist X „Natur“: d.h. x sind Gedanken über „Natur“: Sinneseindrücke und deren Ort-Zeitkombination: Menge der Sinneseindrücke zum Zeitpunkt  $t_i$  am Ort  $s_i$ .

### Methoden:

#### 1 Experiment:

Die Axiomatik  $x_1 \dots x_n$  sind Sinneseindrücke von  $X_1 \dots X_n$ : Temperatur, Druck, Farbe, Form..., formuliert in der normierten Sprache der Mathematik: quantifiziert in Zahlen, mit Hilfe von Maschinen: Meßapparaten.

$x_1 \dots x_n$  werden nach Ort s und Zeit t geordnet: zum Zeitpunkt  $t_i$  am Ort  $s_m$ :  $x_0 \dots x_j$ , zum Zeitpunkt  $t_{i+1}$  am Ort  $s_i$ :  $x_k \dots x_l$ .

Die Situation:  $(t_i, s_m)$ :  $x_0 \dots x_j$  wird im Experiment<sub>i</sub> künstlich erzeugt, die Folge:  $(t_{i+1}, s_m)$ :  $x_k \dots x_l$  registriert.

Aus einer Folge von Experimenten<sub>1...n</sub>: Experiment<sub>1</sub>: auf  $(t_1, s_m)$ :  $x_0 \dots x_m$  folgt  $(t_2, s_m)$ :  $x_k \dots x_l$  ... Experiment<sub>n</sub>: auf  $(t_n, s_m)$ :  $x_0 \dots x_m$  folgt  $(t_{n+1}, s_m)$ :  $x_k \dots x_l$  wird, berechtigt durch die  $x_k \dots x_l$  nicht beeinflussende Variation von  $[t, s]$ , von Ort und Zeit: immer, überall abstrahiert, das Naturgesetz/ der qualitative Zusammenhang  $x_{n+1}$ :  $x_0 \dots x_m$  bedingt  $x_k \dots x_l$  gewonnen.

Aus einer Serie von Experimenten<sub>1...n</sub>, in denen das Quantum q von x variiert wird: Experiment<sub>1</sub>:  $q_1 x_0 \dots q_1 x_m$  bedingt  $q_1 x_k \dots q_1 x_l$  ... Experiment<sub>n</sub>:  $q_n x_0 \dots q_n x_m$  bedingt  $q_n x_k \dots q_n x_l$  wird die Formel/ der quantitative Zusammenhang  $q x_{n+1}$ :  $q x_0 \dots q x_m$  bedingt/=  $q x_k \dots q x_l$  gewonnen.

#### 2 Ausführung:

Die Axiomatik  $x_1 \dots x_n$  sind – im Idealfall nach 1 gewonnene – Naturgesetze/Formeln  $[q]x_i$ :  $[q]z_j$  bedingt  $[q]z_{i+1}$ . z sind Kombinationen von Sinneseindrücken u. Das Wissen  $[q]x_{n+1}$  ergibt sich durch Schlüsse: von  $[q]x_i$ :  $[q]z_i$  bedingt  $[q]z_{i+1}$  und  $[q]x_j$ :  $[q]z_j$  bedingt  $[q]z_{j+1}$  und  $[q]z_j$  =/enthält 1.  $[q]z_{i+1}$ ; 2.  $[q]z_i$  wird auf  $[q]x_{n+1}$ : 1.  $[q]z_i$  bedingt  $[q]z_{j+1}$ ; 2.  $[q]z_j$  bedingt  $[q]z_{i+1}$  und  $[q]z_{j+1}$  geschlossen.

## Nutzen:

1 Naturwissenschaftliche Theorien können in der Technik genutzt werden: durch die Konstruktion von Maschinen, die  $q_1$  produzieren bzw.  $q_2$  verlieren und damit den gewünschten Effekt  $[q]z_{t+1}$  erzeugen.

## Gefahren:

1 Die Natur ist komplexer als das Labor: d.h. wenn  $[q]z_t$  in der Natur/der Situation  $[q]z_t$  produziert wird, und  $[q]z_t + [q]z_t = [q]z_t$  bedingt  $[q]z_{t+1}$ , dann entsteht neben dem gewünschten Effekt  $[q]z_{t+1}$  der nicht gewünschte Effekt  $[q]z_{t+1}$ . Wird der Nutzen von  $[q]z_{t+1}$  enorm, kann der Schaden von  $[q]z_{t+1}$  katastrophal sein. Zur Verhinderung unerwünschter Effekte  $[q]z_{t+1}$  wäre eine die Natur total und richtig erfassende naturwissenschaftliche Theorie T nötig, die es wohl bei einem so komplizierten Thema nie geben wird.

geisteswissenschaft

naturwissenschaft

## Unterschiede

### 1 Thema X:

Gedanken

Natur

### 2 Axiomatik $x_1, \dots, x_n$ :

Gedanken, Definitionen, Erfahrungen

Sinneserträge, Naturgesetze

### 3 Methoden y

a

Quantifizierung q und mathematische Formulierung

von Gedanken meist nicht möglich

– von Temperatur, Druck, Farbe, Form... sehr gut/ maschinell möglich

b

Experimentieren im Labor: Schaffen einer abgeschlossenen Ausgangssituation/ Axiomatik

bei abstrakten Gedankensystemen nicht notwendig

in der komplexen Natur unemgänglich

Aus diesen Unterschieden lassen sich ableiten: z.B.

### 4 Gültigkeit

scheint „von der Realität entfernt“ wegen der erst über „Sinn-Gedanken-von-realen-Dingen“ herstellbaren Kompatibilität zur Theorie der real existierenden Außenwelt T'.

scheint die „Realität zu sein“ wegen der Kompatibilität/ gleiche Axiomatik naturwissenschaftliche Theorie T/Theorie von der real existierenden Außenwelt T'.

Die Theorie über das Denken ist noch nicht fertig / ausgeschöpft: es lassen sich noch  $x_{n+1}$  ableiten, wenn sie gefragt sind; 2 revidiert: es lassen sich wahrscheinlich a nicht alle  $x_{n+1}$  ableiten, die gefragt sind; b nach  $x_{n+1}$  ableiten, die nicht gefragt sind; der Artikel aber ist jetzt fertig.

0 Die Definition von „a trifft/ beschreibt X“ ist problematisch: a trifft/ beschreibt X heißt: T und T' sind kompatibel; mit T' ist die Theorie einer real existierenden Außenwelt mit Axiomatik  $x_1, \dots, x_n$  sind Einheiten dieser Welt; Dinge... bzw. die [strukturellen] Eindrücke... die Person P von diesen Dingen hat. Die Gültigkeit von T' läßt sich aber aus keiner Theorie T' (höchstens aus der Annahme eines Gottes, der sie setzt, was aber nun wirklich nicht mehr begründet werden kann/ geklärt werden muß) ableiten (philosophisches Problem: Skeptik – Identismus – Realismus).

1 Der Diskurs ist die Postmoderne im Denken, wie das „Sampeln“ in der Musik, das Zitieren traditioneller Bauformen in der Architektur...

Falls jemand mit mir einen Diskurs über das Denken (oder sonst etwas) anfangen will: die Adresse erhält er über die SH-Boxen.



## „... SMETTERE DI FILOSOFARE (?)“

Alex Fichera

„Erudizione è potere“ si dice e certamente si studierebbe molto meno se il sapere non fosse riconosciuto dalla società o dalla comunità in cui si vive. Serve cioè un documento, un pezzo di carta che attesti la sapienza. Ma cosa ne rimane del „Faust“ di Goethe? Di chi studia per sete di conoscenza e, se potesse, vorrebbe „ingangitare“ tutto lo scibile? Di chi studia semplicemente per trovare una risposta alle molte domande che la vita gli pone? Il potere lo aveva spesso colui che studiava „l'utilità“, ossia le cose che materialmente servivano all'uomo. Quindi la medicina, l'arte di costruire utensili o macchinari, l'arte di gestire il guadagno, l'arte di sapere manipolare ed interpretare le regole della convivenza sociale, quindi la lex. Tra i pochi che potevano studiare, valeva come segno di vera cultura solo chi spaziava tra i vari ambienti del sapere. Anche la ricerca scientifica era sorvegliata dalla morale (giusta o sbagliata) dell'uomo, perché l'uomo sapiente deve unire in sé i due pilastri di curiosità e coscienza. Ma se un tempo i matematici erano medici e i medici erano filosofi, le cose hanno subito dei profondi mutamenti negli ultimi secoli. Il sapere inteso come quantità di informazioni è cresciuto come una funzione esponenziale rendendo praticamente impossibile ad un uomo di abbracciare anche solo poco più di alcuni campi e mantenere una conoscenza sufficiente di ognuno di essi. Forse la contrapposizione e la differenziazione delle facoltà tecnico scientifiche da quelle umanistiche è derivato anche da questo. Questo ha reso conflittuale la scelta degli studi da intraprendere, dato che, di norma, si studia per vivere ma si vive solo di ciò che è utile. Molte volte si è interessati a ciò che invece non interessa nessuno unire „l'utile al dilettevole“ diviene un grosso problema. L'impostazione degli studi e l'impegno richiesto rende generalmente impossibile l'unione dei due aspetti. Chi si orienta verso studi tecnico-scientifici è per così dire costretto a smettere di filosofare. Spesso gli viene vivamente sconsigliato di perdersi nei meandri della coscienza su ciò che è giusto o non è giusto. Gli si consiglia invece di concentrarsi sull'utilità, di capire l'essenzialità e di organizzare schematicamente i suoi pensieri. Del resto non rimane molto tempo. Chi studia spende sui libri circa la stessa quantità di tempo di quello per il quale sarà produttivo per la società. Ecco perché la specializzazione. Per trovare un sicuro inserimento laddove la società ne ha bisogno.

Qualcuno però individua proprio in questa settorizzazione l'origine di molti mali del nostro tempo. La coscienza morale che un tempo possedevano anche gli scienziati è stata relegata a chi compie studi umanistici. Non è più lo scienziato che interroga se stesso sulla sua stessa etica. Ora è il letterato che lo fa per lui. Ma quale reale misura ha per farlo se le sue conoscenze non gli permettono di capire la scienza e i suoi meccanismi? Ecco perché anche Albert Einstein si era detto più favorevole ad un sistema scolastico bilanciato, in cui letteratura e scienza avessero lo stesso peso fino in tarda gioventù relegando agli studi universitari la scelta del ramo cui dedicare la propria vita (indirettamente una critica ai numerosi istituti tecnici delle scuole superiori come si hanno in Italia).

Probabilmente le esigenze tecnologiche del terzo millennio rendono impossibile questo equilibrio interno dell'individuo perché prevarrà sempre più la specializzazione. L'equilibrio si avrà forse solo a livello di collettività, come risultato di opposte fazioni.

In realtà, la linea che separa questi due fronti non è così netta. Tra il bianco e il nero si trovano molti grigi. Esiste chi sceglie una facoltà scientifica mosso da motivazioni quasi filosofiche o idealistiche, e non è sempre facile, in questi casi, accettare che al di là degli ideali, le regole vengono però sempre dettate da leggi economiche. Questo ha portato ad una strumentalizzazione dei grandi ideali: basti pensare al grande business dei prodotti „ecologici“ creando grande confusione anche nell'opinione pubblica; ma ha reso possibile trovare un fattore che fosse in grado di controllare tutti gli altri. Forse sta proprio qui la chiave della contrapposizione umanistico-scientifica. L'economia non va solo vista come un male da combattere per i letterati e come un pilastro portante per gli scienziati. Allo stesso modo come essa è in grado di distruggere l'ambiente in cui viviamo, essa può servire per indurre l'uomo a riparare i danni. Questo però è possibile solo se vengono sostenute economicamente allo stesso modo sia le facoltà umanistiche che quelle scientifiche. Nessun equilibrio sarà mai possibile, se continueremo a ritenere economicamente conveniente sovvenzionare solo gli studi scientifici, destinando al deperimento lo studio delle lettere, della filosofia, dell'uomo.

# KLEINE EINFÜHRUNG IN DIE EMPIRISCHE SOZIALFORSCHUNG

Herr Ka. hat das Problem, eine Birne pflücken zu wollen, die an einem Birnenbaum hängt. Das Pflücken der Birne ist zugleich ein Mittel, ein übergeordnetes Problem zu bewältigen: Herr Ka. ist gierig nach dieser Birne. Das Birnen-Problem sieht wie folgt aus: Herr Ka. möchte die Birne; er hat die Birne aber nicht. Die Überführung (Transformation) dieses unerwünschten Ist-Zustandes in den erstrebten Soll-Zustand (= Ziel) ist für ihn keine (unproblematische) Routinetätigkeit, die lediglich abzuarbeiten wäre. So hat er nicht nur eine (Routine-)Aufgabe auszuführen, sondern steht vor dem Erfordernis, ein Problem zu lösen. Die Situation, in der sich Herr Ka. befindet, ist für ihn problematisch. (Für einen Birnenbauer wäre sie das vermutlich nicht.) Herr Ka. kann nicht sogleich etwas Unbezweifeltes tun, um den Ist- in den Soll-Zustand zu überführen bzw. sein Ziel (die Befriedigung der Gier nach der Birne) zu erreichen, sondern er muß innehalten, um nachzudenken und zu planen.

Er muß angesichts der vorliegenden Verhältnisse (Randbedingungen) ein erfolgversprechendes Mittel (Problemlösungsmittel) finden, das die Erreichung seines Ziels verspricht, ohne unerwünschte Nebenwirkungen nach sich zu ziehen. Zu den Randbedingungen gehören die Höhe des Baumes und die Stärke der Äste des Baumes. So erwägt Herr Ka., d.h. der Problemlöser (der Akteur, das Handlungssubjekt), mehrere potentielle Problemlösungsmittel bzw. mehrere potentielle Wege vom Ist- Zustand zum Zielzustand.

- auf den Baum klettern und dann die Birne pflücken.
- eine Leiter an den Baum legen, hochsteigen und dann die Birne pflücken.
- den Baum schütteln, bis die Birne von selbst herunterfällt.

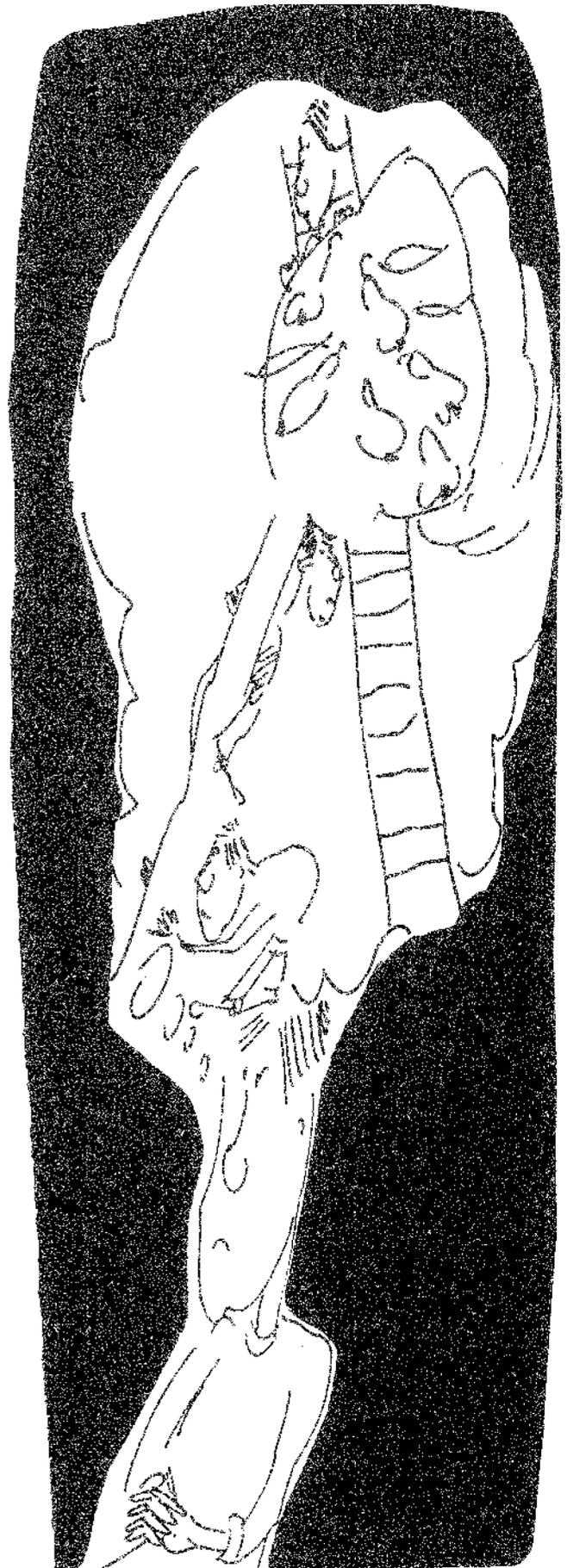
Herr Ka. evaluiert nun die von ihm gefundenen Problemlösungsmittel und kommt zu folgendem Schluß:

- Das Klettern auf den Baum ist zu gefährlich, weil er zu hoch ist.
- Das Anlegen einer Leiter ist ebenfalls zu gefährlich, weil die Äste nicht stark genug sind, um die Leiter zu halten.
- Beim Schütteln des Baumes würde die Birne sich zwar lösen, aber durch den Aufprall zu starken Schaden nehmen, um dann noch für Herrn Ka. genießbar zu sein.

Folge: Keines der Problemlösungsmittel hat sich bewährt, und Herr Ka. findet keine alternativen Problemlösungsmittel.

Herr Ka. hat das Problem, eine Birne pflücken zu wollen, die an einem Birnenbaum hängt. Das Pflücken der Birne ist zugleich ein Mittel, ein übergeordnetes Problem zu bewältigen: Herr Ka. ist gierig nach dieser Birne. Das Birnen-Problem sieht wie folgt aus: Herr Ka. möchte die Birne; ...

(Vgl. auch: Hermann, Theodor (o. J.). Methoden als Problemlösungsmittel. In Roth, Erwin (1987). Sozialwissenschaftliche Methoden. Lehr- und Handbuch für Forschung und Praxis. München, Wien: Oldenbourg, 2. Auflage, S. 19



## Interdisziplinarität und der Methodenstreit in den Wissenschaften

Michael Wieser

Greifen wir uns einen „Stein“ heraus: die *Technikforschung* an Hand eines Fallbeispiels. Wollen wir etwa BetriebsrätInnen bei ihren Mitbestimmungsmöglichkeiten im Betrieb unterstützen, so ist ihnen mit einem einzelwissenschaftlichen Zugang wenig gedient. Beraten BetriebsrätInnen ihre KollegInnen bei der Gestaltung von ergonomischen (menschengerechten) Arbeitsplätzen im Betrieb, so brauchen sie dazu Wissen und Fertigkeiten aus mehreren Fachgebieten. Das umstrittene Beispiel der gesundheitsgefährdenden *Bildschirmstrahlung* nicht nur für schwangere Frauen kann dies deutlich machen.

Strahlung und deren Messungen sind ein Gebiet der Physik und der Technik. Die Frage, welche Strahlungsarten und -intensität für den Menschen unbedenklich bleiben, müssen uns die verschiedenen Zweige der Medizin und Humanbiologie beantworten. Die Technik kann uns Behelfe anbieten, die den Bildschirm strahlungsarmer machen oder durch Filter etwas abschirmen. Dies kann zu Ungunsten der Augen gehen, da die Filter an den menschengerechten Sehbedingungen wiederum einiges verschlechtern.

Die Meinungen der wissenschaftlichen ExpertInnen gehen weit auseinander. Die schädigende Wirkung durch Strahlen vom Bildschirm sei nicht nachgewiesen, was bedeutet, daß durch die momentan verfügbaren naturwissenschaftlichen (Meß-) Methoden und Kenntnisse kein Nachweis erbracht worden ist. SkeptikerInnen behaupten, daß entweder unzureichende Methoden oder Kenntnisse verfügbar sind, da tatsächlich häufig schwangere Frauen, die ihre Arbeit zu großem Teil am Bildschirm verrichteten, gesundheitliche Schäden ihrer Kinder zu beklagen hätten. Die Gegenpartei räumt ein, daß dies höchstwahrscheinlich auf durch die mit Computer in Zusammenhang stehende Intensivierung der Arbeit und den damit verbundenen Stress zurückzuführen sei.

Mit solchen Zeilen, die die Vagheit, Vorläufigkeit und Unsicherheit von Erkenntnissen zulassen, kann allerdings einiges Leid entstehen. Sie können reale und neurotisch-überzogene Ängste schüren.

### Körper und Psyche

Wenn wir befürchten, daß uns der Computer auf Grund von Bestrahlung, durch „Zeitbeschleunigung“ u.a. belastet, können wir verschiedene Konsequenzen daraus ziehen, sind aber zudem den vor- und unbewußten seelischen und körperlichen Prozessen ausgeliefert.

*Extrembeispiele:* An Verfolgungswahn leidende PatientInnen, die sich den Strahlen von meist bösen Menschen ausgeliefert oder zumindest durch sie beeinflußt vor-

kommen, wird es ein leichtes sein, die realen Strahlen des Bildschirms in ihr Weltssystem einzubauen. Realer Anteil dabei ist, daß in vielen „innovativen“ Betrieben Arbeitsvorgaben und Kontrollen von Vorgesetzten schon zeitökonomisch über das Computernetz erfolgen. Hinter den Buchstaben am Bildschirm können wir uns also den „zeitweiligen Bösewicht“ denken, der uns das zumutet. Umgekehrt können manche AutistInnen, denen es fast nicht mehr möglich ist, Kontakt mit einem Menschen aufzunehmen, im Umgang mit dem Beeinflussungsapparat Computer durch die empfundene Zuverlässigkeit mehr psychische Stabilität gewinnen als mit den frustrierenden Bezugspersonen.

Trotzdem wird auf dem Gebiet der psycho-physiologischen Belastung und Beanspruchung des Menschen durch Computer viel mit Meßgeräten hantiert, werden naturwissenschaftliche Experimente durchgeführt und wird über mathematische Modelle von Test- und Fragebogenkonstruktion nachgedacht. Es wird davon ausgegangen, daß der menschliche Körper letztlich den Gesetzen der Physik und Chemie unterworfen ist. Selbst der Gründer der Psychoanalyse hätte sich sehr „gefreut“, wenn er endlich das Substrat gefunden hätte, das den Menschen regiert. Sein Modell vom Bewußt-Unbewußten sei bis dahin eine Übergangskonstruktion.

### Qualitative, dialogische Forschungsansätze

Diese versuchen, Beziehungen mit den Untersuchten aufzunehmen. In unserem Fall hieße das, Gespräche mit mehreren schwangeren Frauen über ihre Arbeit, ihre Lebensgeschichte, über ihre Ängste und Wünsche zu führen. Der Computer kann dabei als evokatorisches Objekt gesehen werden, das in der Interaktion mit dem Menschen einen Teil des Lebens deutlich werden läßt. Es geht um die subjektiven Bedeutungen der Erlebnisse, die im Kontext verstanden werden wollen.

Psychoanalytische Sozialforschung versucht zudem, die Spannung zwischen Thematisierung und unbewußter Abwehr von Bedrohlichem mitzureflektieren. Die Ergebnisse, die zu erwarten sind, können nicht klären, ob Strahlungen von so und so großer Intensität Schwangerschaft behindern. Objektive Fakten sind nicht Gegenstand von Psychoanalyse. Vielmehr lassen sich aber Aussagen darüber gewinnen, wie das Leben der Frauen und deren Kinder durch die Beziehungsverhältnisse im Betrieb „gekränkt“ wird. Objektive Verhältnisse werden nicht mittels Hermeneutik verstanden,

sie müssen begriffen werden. Wisco Arbeitsintensivierung und Rationalisierung am Zug sind, wird zwar zwischenmenschlich vom Vorgesetzten zum Untergebenen vermittelt, ist aber an sich nur polit-ökonomisch zu erklären. Damit haben wir schon einen Vorgriff getan.

## Die soziale Mikroebene

Nach den Untersuchungsebenen Körper und Psyche kommt erst noch die *Gruppe*. Krankmachende Bedingungen von Arbeit unterliegen den Bewertungen und Einigungen der KollegInnen. Sie können dazu führen, gemeinsam dem Mißstand nachzugehen, und ihn zu beheben, oder als Betroffene/r und SymptomträgerIn an den Rand gedrängt und ausgeschlossen zu werden.

In der Abteilung, wo jede/r am Computer arbeitet, kann ein In Frage stellen zu viel am Selbstverständnis rütteln und bedrohlich wirken; die schwangere Frau muß dann möglicherweise in einer anderen Abteilung weiterarbeiten.

## Die Mesoebene

Die Institution, der Betrieb, die Normen und Gesetze geben hierfür den Rahmen ab. In Schweden galt ein zeitweiliges Computerverbot für schwangere Frauen.

Die ExpertInnen für den *Rechtsbereich*, die versuchen den BetriebsrätInnen als Konfliktlösungsargument unter die Arme zu greifen, beklagen am österreichischen Recht die geringe verbindliche Mitbestimmungsmöglichkeit der betrieblichen Interessensvertretung. Es kommt oft auf taktisches Geschick im Umgang mit der Betriebsleitung an, wofür eher OrganisationstrainerInnen und -beraterInnen Hilfestellung bieten können.

## Die polit-ökonomische Ebene

Die Veränderung der Gesetze an sich bedarf ganz anderer Bühnen mit ihren wissenschaftlichen BeirätInnen. Das ArbeitnehmerInnenschutzgesetz wird unter anderem deshalb stark verändert, weil die Integration in die EG dies verlangt. Es enthält keine spezifischen Bestimmungen über Bildschirmarbeit bei Schwangerschaft.

Um die *politischen* Machtspiele in Österreich wie in der EG zu begreifen, ist einiges historisches, politisches und *ökonomisches* Wissen erforderlich. Die Marktmechanismen haben sich von einzelnen Menschen losgelöst, sie wirken als Verhältnisse, die bloß Verhaltensanweisungen nahelegen, um zu überleben.

Die Frage, ob eine schwangere Frau als „Produktionsnützlich“ ausfällt, wird in unseren Ländern in Zeitbefristung meist mit Ja beantwortet. Die soziale Marktwirtschaft greift sowohl bei den KapitalistInnen wie den gebärenden Frauen ordnend durch Versicherungswesen und staatliche Sozialleistungen ein.

Die Frage, wer die Schaffung menschengerechter Arbeitsplätze bezahlen soll, hat gesellschaftlichen Zündstoff in sich. Prinzipiell ist der Kapitalist dafür verantwortlich, allerdings werden zahlreiche Folgen von Versäumnissen durch die Lohnabhängigen in Form von Steuern, Sozialversicherungsbeiträgen und teilweise durch Gewerkschaftsbeitrag, Kammer- und BetriebsrätInnenumlage mitfinanziert.

## Interdisziplinarität

Soziale Technik läßt sich nur *interdisziplinär* schaffen. Dies bedeutet, wenn ich nur einen Teil der oben genannten wissenschaftlichen ExpertInnen an einem Tisch versammeln würde, daß jede/r seinen sonnigen ExpertInnenglanz großteils aufgeben muß. Es genügt nicht, sich im eigenen „Wissenschaftsstall“ über Methoden und Theorien zu streiten, zudem müssen die Grabenkämpfe gegenüber angrenzenden Fremdisziplinen aufgegeben werden.

Interdisziplinarität heißt aber nicht, daß ich nun wie Goethes Faust ach soviel Verschiedenes studieren muß, sondern daß ich mich im gegebenen Moment in die Rolle des Laien hineinbegeben können muß und wie viele Betroffene die „dümmsten“ Fragen stellen darf, die in der jeweiligen Fachdisziplin – weil zu komplex – meist ungelöst sind. Dieses Laiendasein nagt jedoch an den narzißtischen Größenwünschen, man/frau will ja schließlich zu allem eine Erklärung geben können.

## Vorsicht Falle!

Begeben wir uns als WissenschaftlerInnen in die „Niederungen“ der *Praxis*, verlieren wir meist unsere schöne Ordnung, es wird alles schwierig und kann Angst machen. Versuchen wir uns dem Problem, dem Gegenstand adäquat zu nähern, müssen, so wie im obigen Beispiel, die BetriebsrätInnen AllrounderInnen sein.

Die Wissenschaftsgemeinde kann diese Suppe tüchtig versäzen, denn die EifenbelustumbewohnerInnen wissen aus jeder Schießscharte souverän ihr Revier zu verteidigen. Sie bleiben in der ExpertInnenrolle und machen sich mit den vielschichtigen Zusammenhängen die Lese- und Schreibfinger nicht schmutzig. Manche PsychoanalytikerInnen sagen dann, die Wissenschaft sei ein anal-aggressives Geschäft. Exaktheit und Systematik versuchen, die alltägliche Lebendigkeit und Vieldeutigkeit zu bändigen.

Einige Meßanordnungen deuten eher auf ein Stück ungelebtes, weil unbewußt abgewehrtes Leben der ForscherInnen hin, die Schar der „inneren Feinde“ der Erkenntnis sind zahlreich (Leithäuser). Würden die Motive zur Forschung, die Irritationen und Gefühle mehr in die (Selbst-) Reflexion miteinbezogen, könnten sie sogar zum Hauptinstrument der Erkenntnis werden (Devereux). Die Frage nach der angemessenen Reduktion von Komplexität verschärft sich dadurch, und es bedarf eines methodisch angelegten Reflexionsraums.

## Weitwurfwettbewerb

Auch bei den qualitativen Ansätzen gibt es eine „reine“ Lehre. Im Unterschied zu Fragenbogenerhebungen, Experimenten und Tests versucht ein Teil der qualitativen ForscherInnen eine Repräsentativität so zu umgehen, indem sie eine Sättigung der Erkenntnis erreichen wollen. Sie variieren die Erhebungen jeweils im Forschungsprozeß durch ein ständiges Pendeln zwischen Erhebung und Interpretation und ziehen möglichst gegensätzliche ProbandInnen heran, bis keine neuen Gesichtspunkte mehr auftauchen. Das kann ein sehr aufwendiges Verfahren sein und die Veränderung der Erhebungsmethoden wird natürlich von Kritikern in ihrer Vergleich- und Verallgemeinbarkeit angezweifelt.

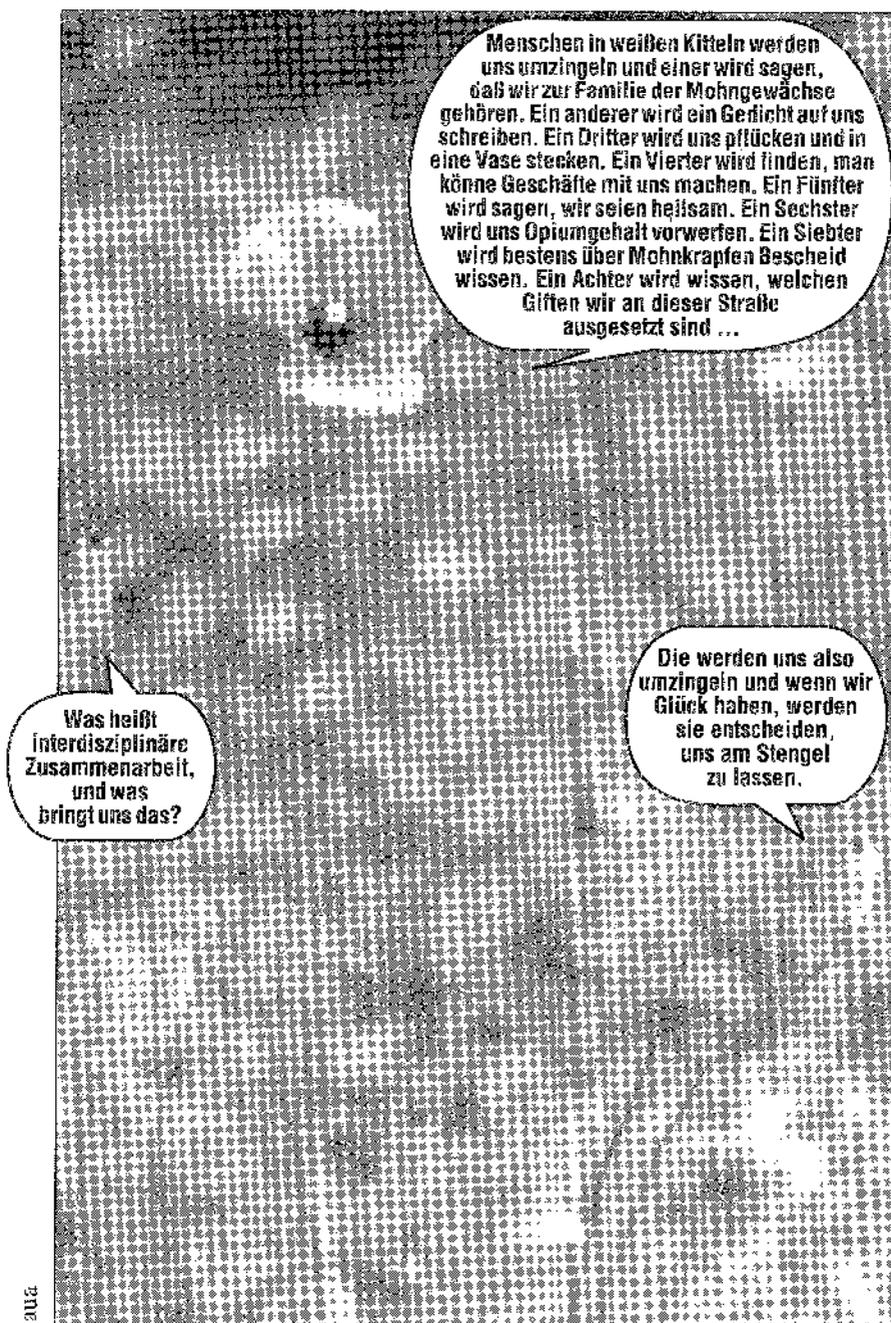
Andere tanzen auf verschiedenen Hochzeiten und arbeiten methodenpluralistisch. Repräsentativität wird durch Fragebögen erreicht und „Tiefgang“ durch ausführliche Gespräche und Interpretationen. Einerseits entspricht dies einer Anpassungsleistung an den herrschenden Wissenschaftsbetrieb, andererseits ist es sicherlich für bestimmte Fragestellungen adäquat und ökonomisch.

Es ist auch nicht zu unterschätzen, daß bei aller Kritik an Experimenten usw. auch dort sehr viel Kreativität zum Zuge kommt. Das klassische psychoanalytische Setting auf der Couch, mit dem Analytiker „versteckt“ am Kopfende des Analysanden, mit der Grundregel des freien Assoziierens, kann im Prinzip auch als Experimentalanordnung aufgefaßt werden.

## Der Weisheit letzter „Steinschlag“

„Anything goes“ (Paul Feyerabend) und „Wie es Euch gefällt“ (Shakespeare), aber jedenfalls sollten wir das, was wir unternehmen, gründlich reflektieren.

*Der Autor ist Psychologe (Mag. phil.); entstammt trentinischen, ladinischen und deutschsprachig-südtirolerischen Vorfahren. Er arbeitet frei flottierend in der Werkstatt für interkulturelles und soziales Lernen (WISL) und am Institut für interdisziplinäre Forschung und Fortbildung (iff) in Klagenfurt.*



# STRANGE

## oder Nie mehr Jerry Masslo '89

Daß sich auch in unseren Breitengraden rassistische Tendenzen breit machen, dürfte euch nicht entgangen sein.

Auffallend ist in unserer Provinz der institutionelle Rassismus unserer Regierung, ein Bereich in dem die deutschsprachigen und italienischsprachigen Politiker einer Meinung sind. Gefährlich wird dieser v.a. wenn dadurch die bereits fremdenfeindlichen Tendenzen unter der Bevölkerung verstärkt werden.

Deshalb ist es wichtig, nicht auf politischer Ebene zu agieren, sondern unter der Bevölkerung ein Verständnis dem Fremden gegenüber aufzubauen. Wenn Bevölkerung und Regierung nicht übereinstimmen, dann sind politische Akte nicht legitimiert.

Ein solches Konzept liegt auch der Initiative „STRANGE“ zu Grunde: Es geht nicht darum die Politiker zu überzeugen, sondern die Menschen, die tagtäglich mit dem Fremden konfrontiert sind. Aus diesem Grund ist es bedeutsam, eine breite und öffentliche Diskussion anzuregen.

Die Immigration ist ein nichtabschaffbares Faktum unserer Zeit, welches uns den Zwang auferlegt, sich mit den „extracomunitari“ auseinanderzusetzen. Das Problem ist nicht mehr durch eine bloße Abweisung der „Andersartigen“ zu lösen.

Wir sind nicht mehr „unter uns“ und werden es auch nie mehr sein. Ich sage zum Glück. Erst in der Auseinandersetzung mit dem Anderen erfahren wir, *wer wir sind und wie wir sind.*

Um einem fremdenfeindlichen Klima, wie es in Deutschland und Frankreich, aber teilweise auch in Italien – man erinnere sich an den Mord an Jerry Masslo – vorherrscht, vorzubeugen, wurde in Südtirol die Initiative gegen Fremdenfeindlichkeit und zur Sensibilisierung von Inter- und Multikulturalität gestartet. Durch die Beteiligung so vieler Vereine und Organisationen wie möglich sollte eben eine öffentliche Auseinandersetzung mit der neuen Situation erreicht werden, um so ein offenes Klima zu schaffen. Dies ist das Ziel der Initiative „STRANGE“, die bereits seit April läuft.

Die Südtiroler HochschülerInnenschaft möchte natürlich ihren Beitrag dazu leisten und organisiert folgende Veranstaltungen:

**Am 03.06.93 um 20.30 Uhr laden wir zu einer Diskussion im Kolpinghaus ein. Die Veranstaltung läuft unter dem Titel „Miteinander oder Nebeneinander“, inspiriert von der deutsch-italienischen Situation in Südtirol.**

Zu dieser Veranstaltung, welche zusammen mit dem A.R.C.I. organisiert wird, wurden 3 Personen eingeladen, die sich in letzter Zeit viel mit dem Phänomen der Migration auseinandergesetzt haben: Dr. R. Bauböck vom Institut für höhere Studien in Wien, Dr. Magnabosco vom A.R.C.I. aus Rom, der sich mit der Albanertragödie befaßt hat und Herr De Cuti, vom inzwischen abgewählten französischen, sozialistischen Innenministerium stehen Rede und Antwort.

**Am 21.06.93 um 20.00 Uhr findet im Filmclub Bozen eine Vorführung des Films „Black Mic-Mac“ mit anschließendem Vortrag statt.**

Der Film handelt von einem Ghetto in Paris, das abgerissen werden soll und dessen BewohnerInnen – alles ImmigrantInnen – sich dagegen wehren. Wir haben uns für diesen Film entschieden, weil er für uns von Aktualität ist. Stichwort „baraccoph“!

Der Vortrag, „Das tägliche Leben mit dem Fremden“, behandelt das Thema interethnischer Ehen. Ergebnisse einer Selbsthilfegruppe werden dargestellt.

**Am 10.07.93 findet ein Konzert statt. „Sons of Oduduwa“, eine afrikanische Band aus Wien, spielen High Life, Juju und Percussion (Talking Drum!!!).**

**Ort: MUSEION**

**Zeit: 20.00 Uhr**

Wir planen noch weitere Veranstaltungen, die wir noch rechtzeitig in den Medien bekannt geben werden.

Ihr kommt doch, oder?

*Barbara Rottensteiner*

P.S. Für den Aufbau der Bühnen, oder vielmehr die Installation der Elektronik bräuchten wir fünf HelferInnen. Wenn ihr Lust habt, meldet euch bitte bei der SH-Bozen. Danke.



sturz  
flüge  
die Kulturzeitschrift

sturzflüge  
die Kulturzeitschrift  
Postfach 16

F-39106 Bozen - Tel. 0471/979595

sturzflüge  
c/o Graphic Line  
Dorfstraße 20/a

sturz  
flüge  
die Kulturzeitschrift



Flieger: Das werden wir schon sehen, vielleicht sind Sie noch einmal froh um solche Schaumnummern.

Wir wollten schon in ganz anderen Lokalen fliegen, da ist uns auch verboten worden.

Impressario: Können Sie, regen Sie sich nicht auf.

Flieger: Wir lassen uns das nicht gefallen. Sie sind auf uns nicht angewiesen, aber wir auf Sie, das müssen Sie sich merken.

(aus „Sturzflüge im Zuschauerium“, Karl Valentin)

### Nr. 37/38: Out of gipsy

mit Erzählungen und Texten von Paolo Carnevale, Laura Fallai, Verena Nolte, Jürgen Ploog, Isolde E. A. Tappeiner, Peter Simon Palias, Grobianus Nostranus, Uwe Greßmann, Joseph Torggler, Bernhard Setzwein, Wolfgang Schöffner und einem **U Ribombu** von Julia Marx, Eugen Galasso, Gianfranco Benincasa, Elmar Locher, Vittorio Albani, Daniele Barina, Bobbi Guaittolo mit vielen Rezensionen und einer Beilage von Brigitte Mahiknecht und Oswald Egger

### Ausblick:

**Heft 39:** Osten: von Kasachstan bis Bosnien. Mit Texten serbokroatischer, slowenischer, russischer Schriftsteller u.a.

**Heft 40:** 10 Jahre sturzflüge: Sturzflug Durchflug quer. Eine Bestandsaufnahme und ...

**Heft 41:** Holzwort Ladinien. Kultur, Politik, Menschen, Kunst und — Ladinien

# MENSCH SEIN IN DIESER ZEIT

## Zum Krieg im ehemaligen Jugoslawien

Im Herbst letzten Jahres hatte die SP zwei Frauen aus Zagreb nach Bozen gebeten, um über die Hintergründe, die Herdichtung und die besondere Betroffenheit der Frauen im Jugoslawienkrieg zu berichten. Es kamen Daria Knezevic und Biserka Tomapak.

Zu einer weiteren Veranstaltung im Frühjahr dieses Jahres kamen Vesna Rakić (Belgrad), Milica Babic (Sarajevo) und der Friedensforscher Karl Kumpfmüller vom Friedensklub Graz nach Bozen. Bei dieser Podiumsdiskussion ging es wieder um die Hintergründe des Krieges und zudem um mögliche Friedensperspektiven.

Es ist uns nun ein Anliegen einige Gedanken für die *skolara*-Leserinnnen festzuhalten. Diese werden im folgenden aufgelistet und sollen als Denkanstöße verstanden werden. Die Darstellung einiger Ursachen, Gründe, Auslöser und Verstärker des Konfliktes im ehemaligen Jugoslawien ist demnach vereinfacht und unvollständig. Deutlich wird aber, daß eine einfache Schuldzuweisung in diesem komplizierten Konflikt den einzigen Zweck hat, „friedensstiftende Gewalt“ gegen EINEN Schuldigen zu legitimieren, um diese leidige Sache vor unserer Haustür baldmöglichst zu beenden.

Schon im Herbst schilderte die Historikerin Darda Knezevic (Zagreb) den Konflikt als einen in erster Linie nationalistischen. Sowohl der „Serbenführer“ Milosevic als auch der „Kroatenführer“ Tudjman fürchteten um ihre Machtposition und sahen in der Herze gegen die jeweils andere Volksgruppe eine Möglichkeit, Unterstützung für ihre Machtsuchen zu erhalten und Kriegsführung plausibel zu machen. Der Friedensforscher Karl Kumpfmüller vertritt die Ansicht, die Führungsschicht im ehemaligen Jugoslawien wäre vor der Demokratisierung überrollt worden. Kumpfmüller geht sogar so weit zu sagen, nicht um Milosevic und Tudjman, sondern auch der gewählte Bosnierführer (Zobegovic) spiele die „nationalistische Karte“.

Die kroatische Kriegs- und Regimekritikerin Dubravka Ugresic spricht in einem Es-

say von *nationalistischen Verführungsstrategien*.

Aus dieser Perspektive sind Serbinnen und Kroatinen Opfer geworden. Opfer ihrer nationalistisch argumentierenden Herrschern.

Nicht zuletzt am „gemäßigten“ Nationalismus Itzabegovic's könnte es liegen, daß die BosnierInnen *nicht* zu TäterInnen geworden sind.

Außer den Lippenbekenntnissen der jeweiligen Führer ist die Gleichschaltung der Medien der beste Beweis für die nationalistischen Strategien ersichtl. Die Angehörigen der eigenen Gruppe werden jeweils als vollkommen unschuldige Opfer und die der anderen als die Aggressoren dargestellt.

Vor diesem Hintergrund ist an jeder der von Vesna Rakić aufgeführten vier Theorien darüber, warum es in diesem Krieg im ehemaligen Jugoslawien eigentlich geht, etwas Wahres dran.

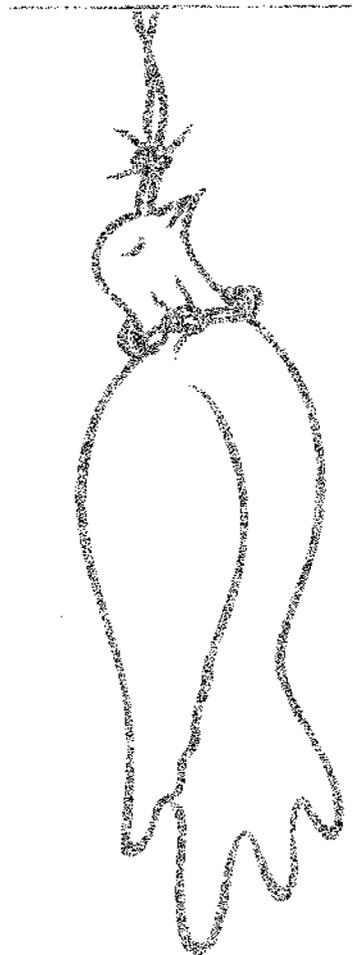
- 1) Ein Krieg um Territorien.
- 2) ein Bürgerkrieg.
- 3) serbische Aggression auf Bosnien,
- 4) serbisch-kroatisches Geheimabkommen zur Aufteilung Bosniens.

*Ein durch ein serbisch/kroatisches Geheimabkommen verursachter, durch serbische Aggression ausgelöster und durch kroatische Aggression gesteigerter Bürgerkrieg um Minderheitenrechte, um Territorien und Macht?*

Ungerecht, dessen, was nun am Obsten zutrifft, muß man sich fragen, unter welchen Umständen Menschen Täter derartiger Grausamkeiten und Opfer derart unmenschlicher Herrscher werden können.

Ein Grund für die Miträterschaft der jugoslawischen BürgerInnen mag der Glaube an die Macht (so Babic) sein und die Erwartung, an derselben beteiligt zu werden.

Zum besseren Verständnis hilft aber vor allem auch das Wissen um die „Nichtaufarbeitung von Geschichte“ in der *Öf-fentlichkeit*; einer Geschichte, die bei



allen Wunden geschlagen und „seelische“ Narben hinterlassen hat. So wurden z.B. in der Ustacha-Zeit mehrere hunderttausend SerbInnen ermordet. Es gab in allen Familien *jeder* Ethnie Opfer, über die nicht gesprochen werden durfte.

Angeheizt wurde der Konflikt durch politische Fehlentscheidungen der EG, UNO, USA etc. Maßnahmen wurden und werden nicht im Sinne der JugoslawInnen entschieden, sondern sind am eigenmütigen Interesse und an ökonomischen Vorteilen Obgenannter orientiert. Gedacht wird in den Politikerstuben nicht human und langfristig, sondern machtpolitisch und kurzsichtig.

Möglich wurde dieser Krieg aller gegen alle – so Kumpfmüller – durch die Militarisierung Jugoslawiens auf drei Ebenen. So gab es nicht nur die Bundesarmee zur „Verteidigung“ des ganzen Staates Jugoslawien, sondern zur „Sicherheit“ noch die nationalen Volksbefreiungsfronten. Zu guter letzt gibt es noch faschistische Organisationen (Hos in Kroatien, Tschetniks in Serbien), die von den jeweiligen Regierungen geduldet wurden und werden.

Was könnte nun der von vielen geforderte Einsatz von Truppen bringen? Die Zahl der Opfer wird dadurch möglicherweise nicht niedriger sein, und ob die Menschen durch eine militärische „Befriedung“ je wieder zueinanderfinden, bleibt zu hinterfragen. Abermals würden „Zivilisten“ in besonderem Maße Opfer werden, und eine Überwindung des Hasses und der Vorurteile würde immer schwieriger.

Außenstehende vertreten die Ansicht, man dürfe die Aggressoren nicht ihr Ziel erreichen lassen. Bei dieser Argumentation geht es doch wohl um Territorien und nicht um Menschen. Für einen Großteil der bosnischen Bevölkerung geht es um das Überleben, und es wäre ihnen heute vielleicht egal, in einem Land zu leben, das Serbien heißt. Möglicherweise. Auf jeden Fall berichteten Rakic, Knezevic u.a. über die „Kriegsmüdigkeit“ der Bevölkerung. Im Gegensatz dazu zeichnen die Medien ein Bild des kriegslüsternen und feindseligen Menschen.

Ausgeblendet wird zudem auch die Frage, ob es nicht ein menschliches Ziel sein muß, gewaltlos zu leben. Denn dann müßte man irgendwann damit anfangen, vielleicht in diesem Krieg.

Man müßte beginnen, andere Kriegsverhinderungsstrategien zu entwickeln. Man müßte atomares Gleichgewicht, Nato und Euro-Armee in Frage stellen, und man müßte schon jetzt andere Kriegsbeendigungsstrategien entwickeln, als Bombenangriffe oder Bodentruppen.

Der Friedensforscher Karl Kumpfmüller jedenfalls sieht in der Unterstützung der Friedensbewegung und der jugoslawischen Opposition eine Möglichkeit gewaltloser Aktionen. Er spricht in diesem Zusammenhang niemals von DER Lösung, aber die hat bis jetzt noch keiner präsentiert.

Es ist „einfach“ nach „Friedens“-truppen zu schreien. Aufwendiger ist es, die Menschen in Ex-Jugoslawien in ihren Friedens-

bemühungen zu unterstützen und zu bestärken, denn das bedürfte einer Auseinandersetzung mit diesem Konflikt, und nicht nur damit.

Ich stelle mir viele Fragen: Was wäre wenn wir BürgerInnen von Anfang an die Friedensbewegung und die Opposition mit Rat und Tat und last but not least mit Geld unterstützt hätten? Was wäre wenn alle Welt auf die Friedensbewegung geschaut und gezeigt hätte? Wären die Kriegsverbrecher Milosevic, Tudjman ... dann auch so stark?

*Über nachstehende Organisationen und Projekte kann die SH nähere Informationen geben:*

*THE HUMANITARIAN LAW FUND in Belgrad ist eine regierungsunabhängige Organisation. Die MitarbeiterInnen sammeln und registrieren Daten über Kriegsverbrechen und Verletzungen der Menschenrechte und Minderheitenrechte in den Regionen des ehemaligen Jugoslawien.*

*Das ZENTRUM FÜR FRAUEN (Zagreb) die im Krieg vergewaltigt wurden wird getragen von verschiedenen autonomen Frauengruppen und Organisationen. Die MitarbeiterInnen betreuen Frauen jeder Ethnie in mehreren Lagern Kroatiens. Langfristiges Ziel ist es Beratungsstellen auch in anderen Regionen zu errichten und so bald wie möglich den Frauen in Bosnien zu helfen. Die Betreuerinnen unterstützen die Frauen darin, mit der erfahrenen Gewalt umzugehen und sich in ihrer Umgebung zurechtzufinden oder den Ort zu verlassen, wenn dieser Wunsch besteht. Für dieses Projekt hat die Initiativgruppe „GRENZEN-LOSE FRAUENSOLIDARITÄT“ im Jänner mit Erfolg einen Spendenaufruf gestartet, woraufhin bisher ca. 170.000.000.- Lire eingegangen sind. Neben vielen Privatpersonen haben auch mehrere Gemeinden der Provinz Florenz und die Provinz Trient einen großen Beitrag geleistet. Überweisung auf das K/K 100042-0 bei der Raika-Filiale Gries sind nach wie vor erwünscht, um den Frauen in Kroatien mindestens finanziell unter die Arme greifen zu können.*

# „WISSENSCHAFT – GESELLSCHAFT – MENSCH“ KONZEPTE FÜR EINE 'ANDERE' WISSENSCHAFT

So lautete der Titel einer vom Wissenschaftsladen München veranstalteten Tagung, die unsere Aufmerksamkeit erregte. Den Referentinnen der Tagung war es zeitlich nicht mehr möglich, ihre Beiträge für den skolastmaßzuschneidern. Nichtsdestotrotz sind die drei nachfolgend abgedruckten Vorträge eine wertvolle Bereicherung für diesen skolast. (die Red.)

Verena Mayr-Kleffel

Vermutlich können wir alle Goethes Zauberlehrling, er ist Teil unserer gemeinsamen literarischen Kultur. Dieser Zauberlehrling liest sich aus heutiger Sicht als Metapher dafür, daß die menschliche Erfindungskraft die Welt aus ihren Bahnen werfen kann.

Neuzeitliche Naturwissenschaft konnte sehr lange als Motor des Fortschritts gelten: Mit ihrer Hilfe wurden kirchliche Dogmen entseiert und ihnen ein Rationalitätsprinzip gegenübergestellt. Die Umsetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse in technische Verfahren half auch, ewigültig den Feudalismus zu sprengen und eine industrielle, kapitalistische Produktionsweise zu etablieren. Dieser Zauber des Fortschritts mit Hilfe der Wissenschaft ist am Ende des 20. Jahrhunderts stumpf geworden. Wissenschaft wird heute hauptsächlich angesichts des Risikopotentials kritisiert, das sie entfesselt hat. Wie konnte es so zur Entmystifizierung wissenschaftlichen Handelns kommen? Im Fall der mathematisch-experimentellen Naturwissenschaft ist dieser Prozess bereits im Keim angelegt. Das Alltagswissen, das auf direkten, sinnlichen Beobachtungen der Umwelt beruht, wurde von ihr als Erkenntnisquelle weitgehend ausgeschlossen. Naturwissenschaftler versuchten von Anfang an „hinter die Phänomene“ zu kommen, ihre Logik aufzuspüren, die als Gesetze begriffen wurde. Galilei war in der Vorstellung gefangen, daß das Buch der Natur in Zahlen geschrieben sei, das die Wissenschaft nur dann entziffern könne, wenn sie die Natur zerlegt und qualitative Unterschiede quantifiziert. Die Forscher aller drei großen Naturwissenschaften waren in ihren Bestrebungen sehr erfolgreich. Ich lehne mich im folgenden an einen Artikel von Armin von Gleich in der „Wechselwirkung“ vom April dieses Jahres an. „Die Physiker 'postulierten' und 'fanden' die Atome, die als 'Bausteine' die physikalischen Eigenschaften der Materie bestimmen. Die Chemiker postulierten, die Molekularstruktur bestimme die chemischen Eigenschaften von Stoffen, und die Biologen postulierten und 'fanden' schließlich die Gene, die die biologischen Eigenschaften der Organismen (sehr weitgehend) bestimmen. Dieses For-

schon war allerdings von Anfang an keine 'Suche', sondern eher ein experimentelles Konstruieren, Zerstören und Manipulieren. Vom Zerlegen und 'Reinigen' der Phänomene zur gezielten Neukombination der 'Elemente', vom Stören zum Steuern der Prozesse führten jeweils die wesentlichen Schritte der experimentellen – nun an der 'Logik' der Phänomene ansetzenden – Naturbeherrschung. Die experimentelle Atomphysik, die synthetische Chemie und die experimentelle Molekularbiologie waren damit immer auch schon Technik und zwar Technik von einer ganz besonderen Eingriffstiefe.“ (S. 5)

Diese gesteigerte Eingriffstiefe gibt den Menschen eine bisher nicht bekannte Macht über die Natur, und mit dieser Macht steigern sich auch die Risikopotentiale: Die raum-zeitlichen Wirkungsketten verlängern sich in einem bisher nicht bekannten Ausmaß. Ein erst durch die Atomspaltung freiwerdendes radioaktives Uranisotop, nämlich Plutonium, strahlt weit über den Zeitraum von 25.000 Jahren; das ist uns allen schon sehr geläufig. Die synthetische Chemie hat tausende von Stoffen produziert, die in der Natur gar nicht vorkommen. Wir wissen nichts über die Auswirkungen, wenn gentechnisch manipulierte Mikroorganismen freigesetzt werden. Die Kluft zwischen der begrenzten Reichweite unseres Wissens und der Reichweite unserer Eingriffe in die Natur ist erheblich größer geworden, und die Folgen des wissenschaftlichen experimentellen Eingreifens sind vielfach irreversibel. Damit stellen sich uns heute existenzielle, moralische, wissenschaftliche und politische Probleme, diese Fülle der z.T. unbeabsichtigten Folgewirkungen wissenschaftlichen Handelns zu erkennen und in demokratischen Prozessen zu bewältigen.

Sozialwissenschaften sind – wenn man einmal ihre Vorläufer – die antike Philosophie beiseite läßt – ein Kind der Neuzeit. Die Geschichte der Soziologie begann mit der Trennung von Gesellschaft und Staat und damit zu einem Zeitpunkt, in dem soziale Institutionen und Werte ihre selbstverständliche Gültigkeit zu verlieren begannen. Die Soziologie war darum im Prinzip immer eine kritische Wissenschaft. Sie fragt über die kon-

kreten Institutionen und Traditionen hinaus nach dem Zwang und der Abhängigkeit, denen die Menschen allein aufgrund ihres Zusammenlebens unterworfen sind. Die Soziologie läutet damit im kontinentalen Europa die Krise des absolutistischen Staates ein (vgl. Jonas 1968).

Für die Soziologie, aber auch für andere Sozialwissenschaften gilt jedoch gleichzeitig, daß sie sich bis heute immer wieder als Wissenschaft legitimieren mußte. Und die Vergleichsfolie für diese Legitimationsbemühungen ist dominant immer die Naturwissenschaft gewesen. Viele der Auseinandersetzungen in den Sozialwissenschaften lassen sich von daher verstehen, wie nah bzw. wie fern von der Analogie zur Naturwissenschaft jeweils ein Arbeitsprogramm umrissen wird. Sehr früh schon distanzierte sich beispielsweise Montesquieu im 18. Jahrhundert von der Naturwissenschaft (1689–1755). Für ihn war der Erfahrungsgegenstand Gesellschaft so komplex, daß er nicht nach dem Schema einheitlicher Naturgesetze erklärbar sei. Ebenso wie der Mensch nicht von Natur aus auf eine bestimmte Lebensführung festgelegt sei, sondern sein Leben selbst führen müsse, sei auch der gesellschaftliche Zusammenhalt nicht auf eine bestimmte Weise determiniert. Inhalt und Art des gesellschaftlichen Zusammenhalts – so seine Position – ist unterschiedlich, und die Wissenschaft von diesem Gegenstand könne darum nicht von äußeren „störenden“ Umständen abstrahieren, um allgemeine Gesetze herauszufiltern. Es komme ganz im Gegensatz darauf an, die Eigenart jeweils vorliegender gesellschaftlicher Zustände zu begreifen.

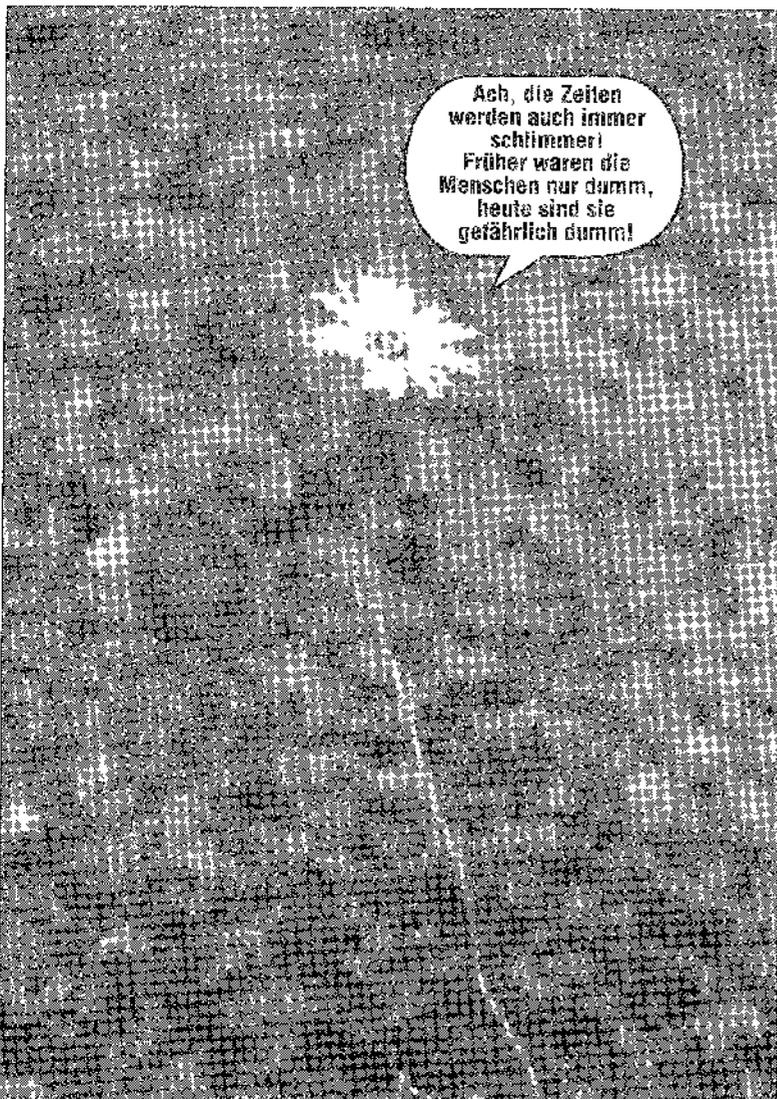
Ganz anders war beispielsweise die Position der Leipziger Schule um Wilhelm Wundt im 19. Jahrhundert, die die Psychologie als Naturwissenschaft begründen wollte (vgl. Böhme 1986). Das innerpsychische Geschehen des Menschen wurde als konstantes, also immergleiches Naturphänomen betrachtet, wie etwa die magnetische Anziehung; sie wollte man möglichst rein darstellen. Daher wurden in experimentelle Untersuchungen ausschließlich diejenigen Personen einbezogen, die in bestimmten Teilaspekten ihrer Reaktionsweisen, nämlich der Apperzeption (Differenz zwischen sensorischer und muskulärer Reaktion), konstant reagierten und sich also darin sehr ähnlich waren. Personen mit einer unterschiedlich schnellen bewußten Wahrnehmung eines äußeren Reizes wurden aus dem Experiment ausgeschlossen. D. h. gerade die vorhandene menschliche Vielfalt wurde eingeebnet, um einen experimentellen Beweis zu erbringen. Die Nähe bzw. Ferne der Sozialwissenschaft von der Naturwissenschaft kann man also auch an ihren Untersuchungsmethoden ablesen: Es gibt nicht nur Experimentalforschung, sondern auch behutsamere Verfahren: Menschen werden teilnehmend beobachtet oder befragt, in ihrer natürlichen sozialen Umgebung und danach wieder in Ruhe gelassen.

Die Diskussion um die Natur ihres Gegenstandes und um ihre angemessenen, wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden ist in den Sozialwissenschaften die Quelle ihrer verwirrenden Vielfalt und Motor bewegender Streitgespräche; der Werturteilsstreit am Anfang dieses Jahrhunderts und der Positivismusstreit in den 60er und 70er Jahren lassen sich als Beispiele nennen.

In diese Vielfalt gehört auch seit rund 15 Jahren die sozialwissenschaftliche Frauenforschung, die nachweisen konnte, daß trotz des kritischen Impetus einiger sozialwissenschaftlicher Strömungen das hierarchische Geschlechterverhältnis und die Lebensbedingungen von Mädchen und Frauen in der Gesellschaft unzulänglich wissenschaftlich thematisiert und analysiert worden sind. Jahrhunderte später erst hat sie die Verheißung der Anfänge der Soziologie frauenspezifisch eingelöst: Soziale patriarchale Wirklichkeit nicht einfach als Gegebenheit hinzunehmen und sozialwissenschaftliche Begriffe für die einzigartige Vielfalt der Lebensbedingungen von Frauen zu sensibilisieren bzw. sozialwissenschaftliche Begriffe neu zu kreieren.

In der Diagnose des gefährlichen Irrwegs der Wissenschaft gibt es vergleichsweise Übereinstimmung, zwar nicht im Mainstream des Wissenschaftsbetriebes, aber immerhin in der Opposition. Größerer Dissens und beträchtliche Vielfalt herrscht in den Überlegungen, wie ein anderes, ein kritisches, ein Gegenkonzept zur etablierten Wissenschaft aussehen soll. Die Auseinandersetzung damit und praktische Arbeit sind sehr wichtig. Denn darin kann heute kein Zweifel bestehen: Wir können heute nicht mehr wie Goethes Zauberlehrling auf den Meister warten, der mit der richtigen Zauberformel, die Geister, die gerufen wurden, wieder an ihren alten Platz zurückdrängt. Das müssen wir selbst anpacken.

Literatur (Auswahl)–Jonas, Friedrich: Geschichte der Soziologie Reinbeck 1968– Böhme, Gernot (Hrsg.): Alternativen der Wissenschaft, 1980



# ***Erfahrungen mit sechs Jahren Arbeit im Wissenschaftsladen ... ein soziologisches Resümee***

Die Wissenschaftsläden in der Bundesrepublik haben eine verschiedenartige organisatorische Struktur: Sie sind entweder Teil der Universität oder eine Initiative und dann häufig als Verein organisiert. Darin unterscheiden sich die deutschen Wissenschaftsläden von denen in Holland. Sie sind auch nicht wie jene stellenmäßig auf Dauer abgesichert. Diese organisatorische Vielfalt spiegelt die unterschiedlichen Wurzeln der WiLa-Bewegung wider.

Eine der Wurzeln ist die Studentenbewegung gewesen, deren Reformaufbruch Ende der 60er Jahre zum Stillstand gekommen war; das Hochschulrahmengesetz hatte ihm den letzten Garau gemacht. Die Wissenschaftsläden in den Universitäten lassen sich daher deuten als ein Aufklackern alter Hoffnungen, nämlich das „Fachidiotentum“ zu überwinden, wie es damals hieß, den Ausbruch aus dem „Elfenbeinturm“ zu erproben, also die Öffnung für breite Kreise der Bevölkerung, das Lernen der Studenten sollte sich auf gesellschaftlich relevante Inhalte beziehen. Die „Volksunis“ bzw. die „Kritische Universität“ später auch die „Sommerunis“ der Frauenbewegung, all das sind Vorläufer der Wissenschaftsläden gewesen, bzw. an diese Ideen haben die Wissenschaftsläden wieder angeknüpft.

Die Wissenschaftsläden in freier Vereinsstruktur sind m.E. bereits Ausdruck der Resignation, daß an der Universität nichts mehr zu verändern ist. Sie lassen sich eher der Ökologiebewegung zuordnen, die für ihre Auseinandersetzung eine wissenschaftlich fundierte Argumentation benötigte. Aktionen und juristische Prozesse reichen nicht aus. Diesen Zwang zur Verwissenschaftlichung stellt der Soziologe Ulrich Beck als ein Paradox dar: Unsere Gesellschaft, die er Risikogesellschaft nennt, produziert nicht mehr wie die Industriegesellschaft vergangener Epochen Reichtümer, an deren Verteilung sich die zentralen gesellschaftlichen Konflikte entzündet; unsere Gesellschaft, die immer mehr von den Folgewirkungen der technisch-industriellen Produktion bestimmt ist, produziert immer Risiken, nicht mehr nur Reichtümer. Die Logik der vielfältigen Modernisierungsrisiken prägt nunmehr die gesellschaftlichen Konflikte: Risikoaufdeckung, -definition, -erklärung und Risikoverhütung beherrschen die politischen Arenen. Für die Konfliktaustragung ist jedoch die wissenschaftliche Argumentation unabdingbar, auch wenn die Wissenschaft mittlerweile entmystifiziert und von dem ursprünglichen ihr zugesprochenen Fortschrittsoptimismus entkoppelt wurde. Betroffene Initiativen, BürgerInnen benötigen wissenschaftliche Untersuchungsergebnisse auch der konventionellen Art (etwa Messungen durch den Geigerzähler), um Risiken als solche anerkannter Weise definieren zu können.

Die WiLas wurden überwiegend von NaturwissenschaftlerInnen getragen, SozialwissenschaftlerInnen, die TrägerInnen der Studentenbewegung waren in nur kleiner Anzahl beteiligt.

Dafür lassen sich zwei Gründe anführen:

Die Gefährdungspotentiale der industriellen Produktion sind so groß und so global wirksam geworden, daß sich die Betroffenheit für alle gleichermaßen herstellt. Aber auch die Arbeitsmarktchancen für NaturwissenschaftlerInnen haben sich verschied-

tert. Diese Erfahrung haben SozialwissenschaftlerInnen schon viel früher machen müssen; auch das kann zusätzlich ein Krisenbewußtsein schärfen.

## ***Was heißt alternatives Wissenschaftsverständnis?***

Die WiLas wollen Wissenschaft denjenigen zur Verfügung stellen, die sonst keinen Zugang zu den universitären oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen besitzen. Der immer verbesserten Transferleistungen der universitären Forschung zu einzelnen Wirtschaftsunternehmen, der wissenschaftlichen Beratung der administrativen Politik wollen WiLas etwas entgegenzusetzen. Alle Menschen sind von den Folgewirkungen der Wissenschaft unmittelbar betroffen; ihre Gesundheit ist bedroht. Die WiLas möchten dazu beitragen, daß Menschen diesen Prozeß durchschauen lernen und mit diesem Wissen politisch handlungsfähig werden. Konkret kann das Beratung bei Einzelfragen bedeuten, Veranstaltungen zu bestimmten Themen, Broschüren.

Alternativ an dem Selbstverständnis der Wissenschaftsläden ist weiterhin, daß sie die spezialisierten Zugangsweisen der einzelnen Wissenschaftsdisziplinen überwinden und soziale und politische Einflüsse auf den wissenschaftlichen Arbeitsprozeß sichtbar machen wollen; auch die Folgen wissenschaftlichen Handelns sollen mitbedacht werden.

Euphorisches Ziel der Arbeit des Wissenschaftsladens ist also: Er soll ein neuer Ort für ein Wissenschaftsverständnis sein, das sich zwar aus den alten Quellen der sozialen Reformbewegungen in der Bundesrepublik speist, aber im Wissenschaftsbetrieb nicht verwirklicht worden ist.

Mittlerweile verfügen wir über zirka zehn Jahre Erfahrung mit diesem Arbeitskonzept; eine Bilanz kann sich nicht auf wissenschaftliche Begleituntersuchungen stützen, sondern auf die Erfahrungen derjenigen, die in WiLas gearbeitet haben.

Ich denke, um diese Erfahrungen verstehen zu können, sollte man verschiedene Erklärungsrahmen benutzen:

1. Die Wissenschaftsläden der Bundesrepublik sind Initiativen; Initiativen sind ein lockerer Zusammenschluß von einzelnen Individuen mit einem gemeinsam getragenen Anliegen, das sie freiwillig verwirklichen wollen. Dieses Anliegen ist nicht gesellschaftlich anerkannt, das zeigt sich in der unzulänglichen Finanzierung der WiLas. D.h. die Arbeit im Wissenschaftsladen erfolgt vielfach ehrenamtlich und muß sich auf eine starke Motivation gründen. D.h. vieles im Geschehen eines Wissenschaftsladens erklärt sich aus der Logik einer Initiative.
2. Die Verwissenschaftlichung aller Teilbereiche unserer Gesellschaft hat mit der wirtschaftlichen Entwicklung zugenommen und damit die Gefährdungspotentiale; das ist schon gesagt worden. Daher sind hauptamtlich arbeitende Institute mit ökologischen Themenstellungen, also auch McLabors, die vergleichsweise billig arbeiten, wie Pilze aus dem Boden gewachsen. Gleichzeitig läßt sich ein breiter Strom der populären Aufbereitung relevanter ökologischer

Informationen beobachten: eine Zeitschrift wie „Ökotest“ ist dafür ein prägnantes Beispiel.

3. Die gesellschaftliche Entwicklung läßt sich gleichfalls kennzeichnen als ein Prozeß zunehmender „Individualisierung“ wie es in der Soziologie heißt. Das bedeutet: Menschen besitzen in der modernen Gesellschaft mehr Gestaltungsräume hinsichtlich ihres Lebens unabhängig von traditionellen oder religiösen Vorgaben; ein für alle verbindlicher Lebensentwurf existiert nicht mehr. Das gilt aber auch für das kritische Potential jeder Generation; die Protestszene hat sich ausdifferenziert und eröffnet somit den Einzelnen vielfältige Möglichkeiten: Gab es Ende der 60er Jahre lediglich die marxistisch orientierte Protestszene, die zwar kräftig zerstritten war, haben heute die Studierenden viele Möglichkeiten, sich zu engagieren: Die Frauenbewegung zieht natürlich vor allem Studentinnen an; man kann einen alternativen Betrieb gründen, und die Ökologiebewegung selbst lädt zu vielen Themen ein: Man kann entweder Mitglied in einem gentechnologischen Arbeitskreis werden, sich mit einem neuartigen Verkehrskonzept oder sich mit radioaktiver Niedrigstrahlung beschäftigen. Man kann sich in der Gewerkschaftsarbeit oder innerhalb der alten „Linken“ betätigen. Ein weites Feld für kritische Geister also.

Diese gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die Tendenz zur Verwissenschaftlichung und zur Individualisierung berühren natürlich auch die WiLas.

Wie tragfähig ist das Konzept der WiLas, wenn man es im Alltag einer Initiative betrachtet? Die Motivation zum Engagement ist meist zeitlich befristet; die Euphorie der Anfangsphase bröckelt, wenn neue biographische Stationen durchlaufen werden. Was in einem studentischen Alltag noch ganz gut neben dem Studium bewältigt werden kann, ist viel mühsamer, wenn man einen Arbeitsplatz hat oder promovieren möchte. Auch die Phase der jungen Elternschaft verträgt sich nicht mehr so gut mit einem Engagement in einer Initiative.

Eine Initiative muß dann versuchen, diejenigen zu ersetzen, die weggeblieben sind. Das gelingt nicht automatisch, weil ein WiLa mit dem großen Angebot der Protestszene praktisch um die Minderheit derjenigen konkurrieren muß, die sich politisch engagieren wollen. Selbst wenn zwischenzeitlich Hauptamtliche in den WiLas arbeiten, greift dieser Konkurrenzmechanismus, denn die Ehrenamtlichen werden immer noch benötigt.

Das interdisziplinäre Arbeiten angesichts der zunehmenden Verwissenschaftlichung der Gesellschaft stellt letztlich einen sehr hohen Anspruch an das professionelle Handeln dar, das die üblichen Standards in den regulären Wissenschaftseinrichtungen noch übertrifft. Das ist im Grunde nicht rein ehrenamtlich zu leisten. Manche WiLas sind diesen Weg der „Semi-Professionalisierung“ gegangen: Also ein Forschungsprojekt arbeitet hauptamtlich zu einer bestimmten Fragestellung neben den Ehrenamtlichen. Da man sich darüber auch zerstreiten kann, muß es notgedrungen zu Abspaltungen und Neugründungen kommen. Die Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamtlichen ist eine Aufgabe, die die freien Wohlfahrtsverbände souverän handhaben, aber im Wissenschaftsbetrieb ist das eine zusätzliche innovative Aufgabe, die oft nicht leicht zu lösen ist.

WissenschaftlerInnen haben sich meistens selbst sehr hohe Leistungsstandards zu eigen gemacht. Das notgedrungen „Vor-Sich-Hinwursteln“ in der Komplexität der Anforderungen der

WiLaarbeit macht daher unzufrieden. Auch das kann die Motivation mitzumachen anregen. Zwar wirkt der zunehmende Strom der populären Aufbereitung wissenschaftlicher Informationen entlastend: Der Hinweis auf einen Artikel in „Ökotest“, oder aber die Vermittlung an ein nahe gelegenes Meßlabor, bei dem man genaues Arbeiten und kritische Interpretation von Meßdaten vermutet, ist schnell getan. Gleichzeitig löst es aber Unzufriedenheit darüber aus, daß man im Wissenschaftsladen originär nichts mehr leistet.

Die Vermittlung wissenschaftlicher Ergebnisse auf Anfragen der Bevölkerung ist ja das eigentlich Innovative der WiLas. Die Fülle an Anfragen, die aus der Bevölkerung gekommen sind, zeigen, wie problembewußt BürgerInnen die ökologisch brisante Situation einschätzen und unterstreichen auch wie notwendig die WiLas trotz Ökotest und Verbraucherzentralen sind. Zwar sind wir alle in der gleichen Weise vom Gefährdungspotential technisch-industrieller Produktion betroffen, es gibt also eine Gemeinsamkeit zwischen WissenschaftlerInnen und Menschen anderer Sozialschichten. Diese Gemeinsamkeit scheint aber nicht so weit zu reichen, daß wir WissenschaftlerInnen uns einer reinen Berater Tätigkeit widmen möchten. Nur Anfragen zu beantworten, nährt die Motivation der Aktion nicht genügend. Es muß ein interner Diskussionsprozeß lebendig bleiben, der auch sehr anspruchsvolle intellektuelle Interessen befriedigt. Neben popularisierten Veranstaltungen mit BürgerInnen muß es gleichzeitig einen internen Ideenfluß geben, für den immer wieder neue Impulse erarbeitet werden müssen. So sieht das Ladenteam eines WiLas schnell vor einer doppelten Dienstleistung: für BürgerInnen und für die aktiven MitarbeiterInnen und Mitgleider; kein leichtes Unterfangen.

Warum kommt es zu diesem doppelten Diskussionsprozeß, dem externen und dem internen? Dem Anspruch nach entzündet sich ja die disziplinübergreifende Fachdiskussion an den Anfragen der BürgerInnen. Die Anfragen verfolgen jedoch ihre eigene Logik: Oft wollen sie die Problematisierung, die wir mitliefern nicht, sondern schlichte Ratschläge in Gestalt von Meßwerten. Anfragen wiederholen sich dann auch gelegentlich und entzünden keine Diskussion mehr, sondern werden zur Routine; der Alltagstrott im WiLa tritt ein. Die im Prinzip vergleichbare Betroffenheit zwischen WissenschaftlerInnen und Anfragender ist zwar gegeben, nicht aber eine Interessenskoinzidenz über Jahre hinweg. Problematisch für die Motivation ist auch, daß Bürgerinitiativen, Stadt- bzw. Landtagsfraktionen fundierte Informationen benötigen; für jedes Gebiet kann das ein einzelner WiLa gar nicht leisten. PolitikerInnen auch des grün-alternativen Spektrums erwarten dann etwas von einer Initiative, was so manches Dienstleistungsunternehmen auch nicht immer leisten kann.

Trotz der vielen Schwierigkeiten tatsächlicher Arbeit in einem Wissenschaftsladen muß dieser Versuch erhalten bleiben, Wissenschaft anders als in den etablierten Institutionen zu verstehen und zu „betreiben“. M.E. gelingt das ohne eine großzügige Grundsicherung der Arbeit über mindestens eineinhalb Stellen nur sehr mühsam. Wichtig sind auch realistische Diskussionen, wie man vielleicht etwas lustvoller die notgedrungen „kleinen Brötchen“ der WiLaarbeit bäckt und nicht dem Frust anheimfällt.

Gekürzte und überarbeitete Fassung eines Vortrages auf der Tagung des WiLa München: „Alternative Wissenschaft“ vom 28.-30.10.1990 in der Ökologischen Akademie Linden.

# WISSENSCHAFT UND GESCHLECHT – EINE UNGEKLÄRTE BEZIEHUNG?

Die folgenden Ausführungen behandeln die FEMINISTISCHE WISSENSCHAFT als Beitrag zu einer ALTERNATIVEN WISSENSCHAFT. Ausgangspunkt ist die Feststellung, daß sich Wissenschaft als „neutral“, „objektiv“, „wertfrei“ versteht. Wie kann dann überhaupt die Frage nach „Wissenschaft und Geschlecht“ gestellt werden? Mit meinen Ausführungen will ich die Relevanz dieser Frage nachweisen sowie einige grundlegenden Merkmale feministischer Wissenschaft aufzeigen.

Der Artikel ist wie folgt gegliedert:

1. Entwicklung der feministischen Wissenschaft
2. Erläuterungen zu den Kategorien Geschlecht und Feminismus
3. Gleichheit oder Differenz oder „Andersbleiben im Gleichwerden“
4. Überlegungen zu einer „Nachfolgewissenschaft“
5. Die Frauenakademie München: Schule der Einmischung

## 1. *Entwicklung der feministischen Wissenschaft*

Am Beginn der feministischen Wissenschaft (Ende der 60er Jahre) standen Studien, die zeigten, daß bislang viele Bereiche, in denen Frauen lebten und arbeiteten, ausgegrenzt worden waren und „weiße“ oder „blinde“ Flecken im Wissenschaftsgebäude hinterlassen hatten. So wurde erst in den 70er Jahren die „Hausarbeit“ als Form von Arbeit entdeckt<sup>2</sup>, von Frauen verrichtet, unbezahlt, bis dahin unsichtbar. Frauenforschung deckte auf, daß ohne die Arbeit von Frauen im Haus und in der Familie Erwerbsarbeit überhaupt nicht möglich wäre und daß sich ohne sie der industrielle Kapitalismus nicht so hätte entwickeln können.<sup>3</sup>

Gleichzeitig wurden die negativen Auswirkungen der (asymmetrischen) Beziehung zwischen Erwerbs-(Produktions-) und Haus-(Reproduktions-)arbeit auf die Frauen deutlich, die durch ihre Arbeit im „privaten Bereich“ von Haus und Familie in Abhängigkeit und Isolation geraten. Indem sie für das Wohl anderer auf qualifizierte Berufstätigkeit verzichten, gehen sie große Risiken ein: Die Ehe sichert keine lebenslange Versorgung (Scheidung, Trennung), für das Alter ist nicht genügend

vorgesorgt (Altersarmut)<sup>4</sup>. Besonders deutlich wird das Verschwinden des weiblichen Geschlechts in der Geschichte; außer einer Handvoll „hervorragender“ Frauen scheinen sie nichts zur Zivilisation und zum Fortschritt der Menschheit beigetragen zu haben. In mühsamen Recherchen und Analysen historischer Dokumente versucht die Frauenforschung, das „Verdrängte“ aufzufinden, es wiederzugewinnen und in die Geschichte einzuschreiben.

Neben den „blinden Flecken“ wiesen die feministischen Studien die männlich-einsichtigen Sichtweisen wissenschaftlicher Forschung nach<sup>5</sup>. Frauen und Mädchen wurden einfach subsumiert, d. h. das, was für Männer galt, wurde stillschweigend auch für sie angenommen (z.B. Jugend). Die schichtspezifische Sozialisationsforschung etwa erarbeitete ausgefeilte Indikatoren zur Erfassung der Auswirkungen der Arbeitstätigkeit des Vaters auf die Kinder, ohne die Mutter, die ja eigentlich die Erziehungsarbeit leistet, zu berücksichtigen.

Eine andere Version „wissenschaftlicher Verzerrung“ ist die Setzung bestimmter Werte und Normen als allgemeingültig. Ein gutes Beispiel hierfür ist die viel diskutierte grundlegende Revidierung der Theorie der Moralentwicklung von Lawrence Kohlberg durch Carol Gilligan<sup>6</sup>. Kohlberg war aufgrund empirischer Untersuchungen zu dem Ergebnis gekommen, daß Frauen (wie übrigens auch Mitglieder anderer „unterprivilegierter Klassen“, vgl. Harding 1989) ein geringeres moralisches Urteilsvermögen aufwiesen als Männer. Carol Gilligan konnte nachweisen, daß diese Erkenntnis nur auf der Messung eines Aspekts moralischer Orientierung basierte, nämlich auf der Ethik der (formalen) Gerechtigkeit und Rechte, während die für Frauen eher typische Ethik der Fürsorge und Verantwortung von Kohlberg nicht berücksichtigt worden war. Somit konnten Frauen von vornherein nicht den Gipfel des – von Kohlberg definierten – moralischen Urteilsvermögens erreichen.

Beispiele gibt es unzählige, in allen wissenschaftlichen Disziplinen, selbst in der Zoologie:

Vor einiger Zeit war in der Freitagsbeilage der SZ (SZ Magazin Nr. 48, 29.11.91) ein Bericht über Löwenforschung. Diese habe in den vergangenen 25 Jahren herausgefunden, daß die LÖWIN die zentrale Rolle im Rudel spielt: Sie zieht die Jungen groß, organisiert die Jagd, die „Emanze“. Dieser einfachen Erkenntnis sei jedoch erst durch den Feminismus der Weg geebnet worden.

## 2. Erläuterungen zu den Kategorien Geschlecht und Feminismus

GESCHLECHT durchzieht alle anderen sozialen Unterscheidungsmerkmale, d.h. Wissenschaftler, Politiker, Manager, Arbeiter, Alte, Jugendliche, Kinder, Arme, Deutsche usw. sind männlich oder weiblich. An „Geschlecht“ interessiert hier jedoch nicht die biologische Seite<sup>7</sup>, sondern die gesellschaftliche oder soziale. Die feministische Wissenschaft unterscheidet zwischen dem „biologischen“ Geschlecht (im Englischen: sex) und dem „sozialen“ Geschlecht (Englisch: gender)<sup>8</sup>. Das „soziale Geschlecht“ ist ein kulturelles Konstrukt, das heißt von Menschen gemacht, das immer nur in kulturspezifischen Ausdrucksformen erscheint (also im heutigen Bayern anders als noch vor 150 Jahren oder in den Industriegesellschaften anders als in Stammesgesellschaften Afrikas). Für unsere Gesellschaft bedeutet dies, daß das, was als sog. „weiblich“ und als sog. „männlich“ angenommen wird, von dem patriarchalen Herrschaftsverhältnis in seiner kapitalistisch-industriellen Ausprägung bestimmt ist. Das bedeutet weiter, daß die Geschlechterverhältnisse hierarchisch strukturiert sind.

Da „gender“ Frauen und Männer betrifft, ist die Auseinandersetzung damit nicht nur „Frauensache“, und wenn ich nun von „Geschlecht und Wissenschaft“ spreche, so ist das nicht zu reduzieren auf „Frauen und Wissenschaft“.

Das „soziale Geschlecht“ drückt sich nicht nur in den Identitäten der Frauen und Männer aus, sondern durchzieht alle Bereiche, die gesellschaftliche Arbeitsteilung wie auch die Symbolstrukturen (Sprache, Werte, Normen). Es hat also individuelle und strukturelle – d.h. von den einzelnen losgelöste – Bedeutungen, die sich auch in der Wissenschaft widerspiegeln. Denn diese ist nicht Ergebnis eines „freischwebenden Geistes“, sondern trägt das Zeichen der kollektiven und individuellen Entstehungsbedingungen.<sup>9</sup>

Der Begriff *FEMINISMUS*<sup>10</sup> wurde von dem französischen Sozialphilosophen und utopischen Sozialisten Charles Fourier zu Beginn des 19. Jahrhunderts geprägt und bezeichnete in der ersten Frauenbewegung (Anfänge in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts) das Engagement für die Verbesserung der Stellung der Frau in der Gesellschaft. Die neue Frauenbewegung (ab Beginn der 70er Jahre dieses Jahrhunderts) verstand sich von Anfang an als „feministisch“, indem sie gegen die gesellschaftlich definierte „Frauenrolle“ und für die ökonomische, soziale, politische und psychische Unabhängigkeit der Frau eintrat.

FEMINISMUS ist ein Sammelbegriff für verschiedene weltanschauliche Positionen und Strömungen in der Frauenbewegung. Gemeinsam ist ihnen jedoch, daß sie eine politische Bewegung darstellen, die gesellschaftliche Veränderungen herbeiführen will.

In der Wissenschaft hat sich im deutschsprachigen Raum der Begriff FRAUENFORSCHUNG<sup>11</sup> durchgesetzt – inzwi-

schen auch in konservativen Kreisen bekannt – , wohl weil mißverständlicherweise<sup>12</sup> angenommen wird, daß Frauenforschung sich „nur“ auf die „Forschung von Frauen über Frauen für Frauen“ beziehen würde. Aber „Frauenforschung“ versteht sich viel breiter – im Sinne „feministischer Wissenschaft“ – als Beitrag zur Aufdeckung gesellschaftlicher Macht- und Unterdrückungsverhältnisse, geht also weit über die bloße Betrachtung „weiblicher Lebenszusammenhänge“ und selbst auch über die Betrachtung der Geschlechterverhältnisse hinaus.

Feministinnen sind also nicht notwendigerweise weiblichen Geschlechts, Sandra Harding spricht konsequenterweise auch von „feministischen Menschen“.

Bei der „Frauenforschung“ geht es außerdem nicht nur – wie der Begriff suggeriert – um empirische Forschung, sondern ebenso um Erkenntnistheorie<sup>13</sup>.

Jetzt möchte ich zu einem Problem kommen, das zunächst als Widerspruch erscheint und innerhalb der feministischen Forschung und Frauenbewegung sehr kontrovers betrachtet wird.

## 3. Gleichheit oder Differenz oder „Andersbleiben im Gleichwerden“<sup>14</sup>

Die Studie zur Gleichberechtigung am Beginn feministischer Forschung begründeten die Forderung, das vergessene, unterschlagene „Weibliche“ zu berücksichtigen, in den Wissenschaftskatalog aufzunehmen. In Politik und Öffentlichkeit führte dies verkürzt zu der Meinung, daß die sog. „Defizite der Frauen“ ausgeglichen werden sollten und die Frauen auf das männliche Maß angehoben werden müßten – durch eigene Anstrengung und mit etwas „Förderung“. Gleichheit wurde als „Anpassung“ verstanden und mit dem Schlagwort von der „vollen Integration der Frauen in die Gesellschaft“ belegt. Daß die Strukturen, Institutionen, Werte, Normen aber männlich geprägt sind, ging allgemein unter<sup>15</sup>. Allerdings zeigte sich bald, daß die Beseitigung der formalen Hindernisse (etwa in der Rechtsprechung) nicht ausreichte, sondern auch die auf den ersten Blick nicht sichtbaren Barrieren – die Ungleichheit in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, in den Symbolstrukturen (Sprache, Werte, Normen) – offengelegt werden mußten. Diese Erkenntnis führte Anfang der 80er Jahre in der Frauenforschung dazu, daß die Geschlechterverhältnisse und ihre strukturellen und symbolischen Bedeutungen ins Zentrum gelangten, also die Forschung über „Frauen als solche“ bzw. über die Geschlechtsunterschiede weit hinaus verlagert wurde – bis hin zu einer Kritik traditioneller Wissenschaftssysteme.

Die Anfänge der Frauenforschung und die Mehrzahl der Studien sind in den Sozial- und Geisteswissenschaften zu finden. Ab Anfang der 80er Jahre richtete sich der kritische Blick aber auch zunehmend auf Naturwissenschaft und Technik<sup>16</sup>.

Allerdings stieß die feministische Wissenschaft bald auf Grenzen. Und dies nicht nur dadurch, daß es Frauen nach wie vor schwer gemacht wurde, in der Wissenschaft Fuß zu fassen oder daß „Frauthemen“ nicht ernst genommen wurden, sondern vor allem durch die Tatsache, daß grundlegende Annahmen, Begriffe und Methoden androzentrisch, das heißt männlich geprägt sind.<sup>17</sup>

Die moderne Wissenschaft arbeitet mit Polaritäten: Kultur-Natur, Geist-Körper, Subjekt-Objekt, Rationalität-Emotionalität, universell-partikularistisch, öffentlich-privat usw. Diese Dichotomien sind jedoch nicht gleichwertig, sondern hierarchisch angeordnet. Damit verknüpft werden Wesensmerkmale für Mann und Frau, wobei die höherwertigen immer dem Mann zugeschrieben werden. Die männlichen Wesensmerkmale werden verallgemeinert und erhalten einen universellen, neutralen Charakter. Demgegenüber erscheint die Frau immer als die „Besondere“, die „Andere“ und als nicht gleichwertig.

Bereits 1951 hat Simone de Beauvoir in ihrem Buch: *Le deuxième sexe*<sup>18</sup>, das ein Klassiker der Frauenbewegung geworden ist, darauf hingewiesen, daß Frauen als das Nicht-Männliche, begriffen wurden, als Abweichung vom männlichen Denken und Handeln.

Frauen (und Männer) übernehmen in der Regel die ihnen zugeschriebenen Wesensmerkmale als die ihren und tragen damit zu ihrer Aufrechterhaltung bei.

Einige Feministinnen versuchten, die weiblichen Wesensmerkmale positiv zu wenden, den männlichen gleich – oder gar höherwertig zu machen. Die friedfertige Frau (Margarete Mitscherlich) oder die Diskussion um die „neue Mütterlichkeit“ (Manifest der Grünen) sind Beispiele dafür.

In der Frauenbewegung und Frauenforschung setzte Anfang der 80er Jahre eine Diskussion um Gleichheit und Differenz ein, wobei jedoch weitgehend Übereinstimmung darin bestand, daß Gleichheit nicht eine Nivellierung auf das männliche Niveau bedeuten kann. Selbst Grundwerte – etwa Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – bedürfen einer Überprüfung, da sie „männlich“ geprägt sind und ihre Anwendung für Frauen etwas anderes bedeuten kann als für Männer. Und insbesondere bei der „Differenz“, der Andersartigkeit der Frauen, ist zu fragen, warum sie gerade so ist wie sie ist.

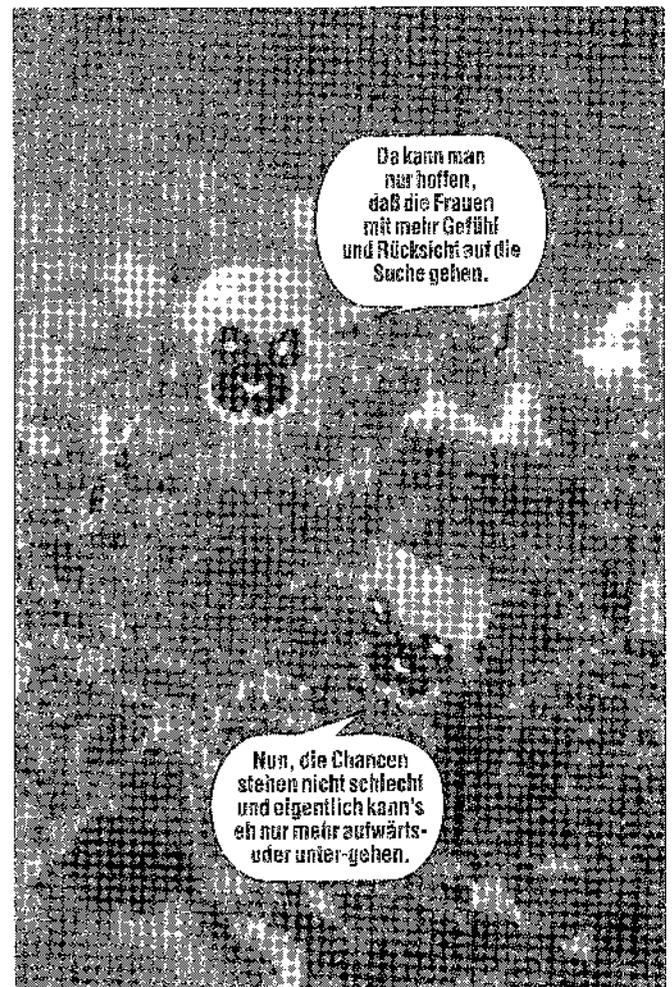
Der Teil der Frauenforschung, dem ich mich zugehörig fühle, besteht auf Gleichheit im Sinne von Gleichberechtigung und auf Anerkennung der Differenz, ist aber skeptisch gegenüber den vorhandenen Definitionen und sucht nach eigenen Interpretationen<sup>19</sup>.

Denn es wird zunehmend deutlich, daß „die tatsächliche Erfahrung, die Frauen mit und in ihrer Arbeit machen, innerhalb der verzerrten Abstraktionen der männlichen Begriffsschemata weder verstanden noch ausgedrückt werden“ (Harding 1991:168) kann. Frauen sind ihrer eigenen Erfahrung entfremdet – sie können sie nicht in Worte fassen – denn die männlichen Begriffsschemata sind zugleich die herrschenden, mittels derer die weibliche Erfahrung für Frauen definiert und kategorisiert wird. Diese Erkenntnis macht einen

vorsichtigen Umgang mit den Begriffen und Methoden und eine kritische Betrachtung der eigenen wissenschaftlichen Arbeit notwendig, denn so „männlich“ auch die Wissenschaft ist, so kann doch eine neue „weibliche“ oder gar „menschliche“ nicht einfach aus dem Hut gezaubert werden. Aber, wie es Sandra Harding (1991: 8) formulierte: „Wir denken nicht im Traum daran, das Sprechen oder Schreiben einzustellen, nur weil unsere Sprache zutiefst androzentrisch ist, und wir hören auch nicht auf, Gesellschaftstheorie zu betreiben, wenn wir erkennen, in welchem Maße selbst unsere feministischen Umarbeitungen der von uns beherrschten Theorien durch androzentrische Perspektiven überformt sind.“

Es gilt also, die eigene Produktion von Wissenschaft immer wieder kritisch zu durchleuchten, Einseitigkeiten und Verzerrungen auch im eigenen Denken aufzudecken: selbstreflexiv zu arbeiten. Neben den Unterschieden zu „männlichen“ Erfahrungen und Deutungsmustern erkannte die feministische Wissenschaft, daß neben Gemeinsamkeit „weiblicher“ Erfahrung und Deutungsmuster auch Unterschiede festzustellen sind (klassen-/schichtspezifische, ethnische).

Die Frage ist nun: Wie kann die patriarchale Herrschaft – die die Unterschiede zwischen den Geschlechtern ja zu Ungleichheiten werden läßt – aufgehoben werden. „um als Menschen,



als Frauen und Männer, mit gleichen Rechten Verschiedenheit leben zu können“? (Tatschmurat 1985:123).  
Und auf die Wissenschaft gewendet: Hat der Feminismus den Schlüssel zu einer „menschlichen“ Wissenschaft gefunden?

#### 4. Überlegungen für eine „Nachfolgewissenschaft“

Der Begriff „Nachfolgewissenschaft“ (successor science) und erste Ansätze dazu stammen aus den USA. Feministische Wissenschaft soll an die ursprünglichen Ziele der modernen Wissenschaft anknüpfen und diese grundlegend neu konstruieren<sup>20</sup>. Beispiele für diese Ziele sind: politische Emanzipation, humanitäre Orientierung, menschliche Tätigkeit als Quelle der Erkenntnis und Rückführung der Ergebnisse an die Betroffenen.

Demnach besteht die Arbeit der Soziologin darin, eine Soziologie zu entwickeln, die fähig ist, Gesellschaftsmitgliedern die soziale Organisation der von ihnen erfahrenen Welt zu erklären<sup>21</sup>. Die Neukonstruktion richtet sich auf die Wissensproduktion und die Verwendung (Verwertung) von Wissen. Damit gerät der gesamte Wissenschaftsbetrieb ins Blickfeld: Problemfindung (z.B. bei Auftragsforschung), Begriffe<sup>22</sup>, Methoden (Formulierung und Bewertung von Hypothesen, Planung und Durchführung von Experimenten), die Interpretation von Ergebnissen, die Motivation, Erziehung und Auswahl des wissenschaftlichen Nachwuchses, die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit und der sie unterstützenden Dienstleistungen (z.B. die Familie als notwendige Ressource).

So zeigt etwa Ina Wagner<sup>23</sup>, daß sich die technischen Wissenschaften von der unmittelbar gelebten Realität abkapseln und eigene, künstliche Welten schaffen. Und sie schließt die Forderung an, daß der Wissenschaftler aus seinem „Labor“ heraustreten, seine Position und Verflechtung im Machtgefüge überdenken und am breiteren politischen Diskurs teilnehmen müsse; er müsse selbstreflexiv werden oder, in meinen Worten: Über das nachdenken, was er tut, wie und wozu.

Evelyn Fox Keller<sup>24</sup> weist darauf hin, daß es nicht darum gehe zu behaupten, feministische Kritikerinnen seien die besseren WissenschaftlerInnen. Die feministische Wissenschaft mache vielmehr deutlich, was andere Perspektiven nicht erhellen könnten. Sie habe die Aufgabe, die auf dem „sozialen Geschlecht“ beruhenden Strukturen und Wertungen aufzudecken und einen Raum herauszuarbeiten, in dem die alternativen Strukturen errichtet werden können.

Grundlegend dafür erscheint mir die Anerkennung der/des „Anderen“<sup>25</sup> als gleichwertig und gleichberechtigt, das heißt die Anerkennung der Vielfalt und Differenz des Menschen und der Natur. Es geht also nicht darum, eine zweite, „weibliche“ Wissenschaft aufzubauen, auch wenn die Entwicklung zu einer „menschlichen“ Wissenschaft möglicherweise diese Phase durchlaufen muß. Die feministische

Wissenschaft will kein Konkurrenzunternehmen aufmachen, sondern stebt ein gemeinsames Arbeiten an, um die einseitige „männliche“ Wissenschaft zu überwinden. Eine Frage stellt sich hier allerdings: Kann sich die feministische Sichtweise überhaupt Gehör verschaffen, ohne die Konkurrenz aufzunehmen?

Dies ist sicher für die „herrschende“ Wissenschaft zu fragen, aber Anknüpfungspunkte für eine Zusammenarbeit sind bei einem Teil der „männlichen“ Wissenschaftskritik durchaus möglich.

Welchen bescheidenden Beitrag – gemessen an dem großen Ziel – könnte nun die F.A.M. leisten?

#### 5. Die Frauenakademie München: Schule der Einnischung

Die Frauenakademie München – kurz F.A.M., ist ein gemeinnütziger Verein (über 150 Mitglieder, auch einige Männer). Gegründet wurde sie 1984 von einer Gruppe Sozialwissenschaftlerinnen mit langjähriger Erfahrung in Forschung und Lehre und einigen Frauen aus der Praxis. Einige der Frauen hatten bei den ersten Schritten zur Institutionalisierung der Frauenforschung in der Bundesrepublik mitgewirkt.

Wieso nun diese Anstrengung, eine „autonome“ wissenschaftliche Organisation außerhalb der Universität zu gründen?

##### 5.1. Gründe für den Aufbau der F.A.M.

Die F.A.M. entstand gewissermaßen aus einer Notlage heraus. Denn die Ergebnisse empirischer Untersuchungen wie auch die konkreten eigenen Erfahrungen zeigten, daß trotz hoher Qualifikationen die Beschäftigungschancen für Frauen nach wie vor schlecht waren. Hinzu kam, daß die Frauenforschung an den Münchener Universitäten von den etablierten Professoren abgelehnt oder nicht beachtet wurde, obwohl sie in den USA, den Niederlanden und anderen europäischen Ländern wie auch in anderen Bundesländern schon längst „hoffähig“ war.

Die Frauen waren ungeduldig geworden und wollten außerdem ein neues Projekt wagen: Frauenförderung und Frauenforschung miteinander verschränkt voranzubringen und aus dem wissenschaftlichen Getto hinaus – in die Entscheidungsebenen der Gesellschaft hincinzutragen: in Wirtschaft, Politik, Verwaltung, Medien, die Öffentlichkeit.

Wie sollte das geschehen?

##### 5.2. Ziele der F.A.M.

Es sollte ein Zentrum geschaffen werden – ein Ort mit einer Gruppe von Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen Diszi-

plinen und Praxisfrauen – für Diskussion, Forschung, Informationen über Themen der Frauen-/Geschlechterforschung und Frauenpolitik. Wir haben mittlerweile einen Ort gefunden, zwar noch weit von unserer Utopie der „Villa Villa“, nach dem ganz unbescheidenen Vorbild der Villa Massimo in Rom, entfernt, aber immerhin. Dieses Zentrum soll eine „Schule der Emanzipation“ sein, also Frauen unterstützen: in ihren jeweiligen sozialen Positionen (in Beruf und Familie), bei der Eroberung von Entscheidungspositionen, um „mitzumischen“. Weichen für die Zukunft zu stellen. Wir wollen nicht nur den Anteil der Frauen in allen gesellschaftlich relevanten Bereichen verbessern helfen, sondern auch auf eine qualitative Veränderung der Machtstrukturen hinwirken. Und wir wollen dies mit dem Ziel, Unterdrückungsmechanismen aufzudecken, Hierarchien abzubauen, Partizipation und Demokratie auszuweiten. Anders ausgedrückt geht es uns darum:

- Inhalte zu verändern (in Politik, Wissenschaft, Technik etc.)
- Rahmenbedingungen zu schaffen, um diese neuen Inhalte verwirklichen zu können (Quotierung, Arbeitszeitmodelle)
- einander zu unterstützen, konstruktiv Kritik zu üben, Herausforderungen sich selbst und anderen zu stellen, gemeinsam einen Streitkultur zu entwickeln, um die eigenen Barrieren und Hemmungen zu überwinden.

Wir sind Teil eines Netzwerkes innerhalb der Frauenforschung und Frauenbewegung in der Bundesrepublik und auch international. Wichtig ist uns, Offenheit zu bewahren, nicht in Sinne von Beliebigkeit, sondern in Anerkennung der Vielfalt menschlichen Lebens.

Frauenakademie München (F.A.M.)

Auenstr.31  
8000 München 5  
T. 089/7211881

Dr. Yolanda M. Koller-Tejedor

p. Reuthergerstr. 2  
8000 München 70  
T. 089/ 7255505

#### Anmerkungen:

- 1 Es handelt sich hier um einen Vortrag auf der Tagung zum Thema: „Wissenschaft – Gesellschaft – Mensch. Konzepte für eine 'andere' Wissenschaft“.
- 2 Die Betriebswirtschaft beschäftigte sich u.a. mit der Haushaltswirtschaft, da allerdings nur mit der technischen Seite der Haushaltsgeräte. Die Arbeit der Frauen im Beziehungsgefüge der Familie und in ihrer Funktion für die Erwerbsarbeit geriet nicht ins Blickfeld. Vgl. u.a. Gledien Sigfried: Die Herrschaft der Mechanisierung, Frankfurt/M.: Archaikum 1987 (englische Originalausgabe: Mechanization Takes Command, Oxford University Press Inc., 1948)
- 3 Noch immer wird Arbeit allgemein und selbstverständlich als Erwerbsarbeit verstanden und der Bereich der Nicht-Arbeit als Freizeit definiert. Haus und Familienarbeit – Einkäufen, Putzen, Kinder versorgen, mit ihnen spielen, die kranke Oma pflegen – wird meist vergessen. Ein Bsp. ist die jetzt gerade laufende Untersuchung zur Lebenssituation Münchener Bürger. Dieses Verständnis schlägt auf die Lebensbedingung der Menschen zurück, indem z.B. Wege nur von und zur Arbeit und Freizeit (-Konsum) berücksichtigt werden. Alle Menschen, Kinder, Jugendliche, Hausfrauen müssen sich selbstverständlich in die Strukturen einpassen.
- 4 Vgl. u.a. Kickbusch/Riedmüller, 1984 sowie Gerhard u.a., 1988.
- 5 1982 hatte Helga Nowotny, Prof. in Wien, einen Vortrag gehalten mit dem Titel: „Wie männlich ist die Wissenschaft?“ der zu einer Veröffentlichung

- mit demselben Titel (besg. mit der Berliner Prof. Karin Hansen, Frankfurt, M. 1986: Suhrkamp) führte, und Beiträge über Kulturwissenschaften, Rechtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaften, Medizin, Naturwissenschaften, Architektur und Technik enthält.
- 6 Gillingen, 1984, Gertrud Munack-Winkler hat wiederum Gillingens Untersuchung überprüft, vgl. dies. 1991.
- 7 Anthropologische Studien haben ergeben, daß auch das biologische Geschlecht nicht in allen Kulturen gleich definiert wird.
- 8 s. dazu auch Anm. 1, S. 275 in Harding, 1991
- 9 Evelyn Fox Keller meint in diesem Zusammenhang auch, daß nicht das Geschlecht der WissenschaftlerInnen wichtig sei, sondern das Geschlecht der Wissenschaft; vgl. dies., 1990.
- 10 s. Herlad Schenk in Frauenhandlexikon (Hsg. Johanna Bryer, Franziska Lamot und Birgit Meyer), München: beck 1983.
- 11 Die Frauenforschung begann Ende der 60er Jahre in den USA mit „women's studies“ an den Hochschulen und ist dort seitdem eine anerkannte Disziplin geworden, die in zahlreichen Publikationen zu allen wissenschaftlichen Bereichen dokumentiert ist. In der Bundesrepublik entstanden ca. 5 Jahre später Frauenseminare, organisiert von engagierten Frauen an Universitäten, und seit etwa Mitte der 80er Jahre wurde nach und nach an deutschen Universitäten Lehrstühle oder Professuren für Frauenforschung eingerichtet.
- 12 Auf die Logik dieses Mißverständnisses oder auf das Interesse, das sich dahinter verbirgt, kann ich hier nicht weiter eingehen, sondern nur Stichworte nennen: Reduzierung auf Frauenfragen, um den „Schaden“ begrenzt zu halten; nicht die Gemeinsamkeiten mit anderen Emanzipationsbewegungen – Frieden, Ökologie, Dritte Welt – aufkommen lassen, um eine bessere Kontrolle ausüben zu können; das Problem den Frauen zuzuschreiben – Defizite bei den Frauen zu suchen und nicht in den gesellschaftlichen Strukturen und Machtverhältnissen.
- 13 Wenn die präzise Unterscheidung zwischen Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie und Wissenssoziologie berücksichtigt wird, dann ist die feministische Wissenschaft der Wissenssoziologie zuzuordnen. Denn während in der Wissenssoziologie eine Pluralität von Wissensformen anerkannt wird, erkennen die Erkenntnistheorie „und ihr später Ablöserding, die Wissenschaftstheorie von heute“ nur eine Wissensform an. Alles andere ist Nichtwissen, Glaube, Mythos, bloße Meinung. Wissenssoziologie geht überdies davon aus, daß Wissensinhalte gesellschaftlich hergestellt werden und die Mitglieder einer Gesellschaft unterschiedlich daran teilhaben. Vgl. Böhm, 1980, S. 28f.
- 14 Talschmorat, 1988, S. 122.
- 15 Die Forderung der „Integration der Frau in die Gesellschaft“ wurde auch von der Entwicklungspolitik übernommen. Allerdings hatten zahlreiche Studien in der Entwicklungssoziologie sich der bereits klassischen Arbeit von Ester Boserup: Women's Role in Economic Development, New York 1970 nachgewiesen, daß die westliche Entwicklungspolitik nicht automatisch den Status der Frauen in den Ländern der Dritten Welt verbessert, sondern ihn häufig gerade verschlechtert.
- 16 Vgl. u.a. Cockburn, 1988
- 17 Zum Überblick: Hausen/Nowotny, 1986 sowie Krüll, 1990
- 18 Simone de Beauvoir hat mit ihrem 1951 erschienen Buch (auf Deutsch 1968) Das andere Geschlecht (Sitte und Sexus der Frau, Reinbeck: Rowohlt, auf Englisch 1953: The Second Sex) der Frauenbewegung die Augen geöffnet.
- 19 Auch die feministische Wissenschaft spricht nicht nur mit einer Stimme, sondern drückt die vielfältigen Interessen und Lebenssituationen aus, in denen die ForscherInnen stehen.
- 20 Angeknüpft wird an die englische „New Science Movement“ des 17. Jhdts., da deren Charakterzüge und Zielsetzungen Ähnlichkeiten mit der Feministischen Forschung aufweisen. Vgl. Harding, 1991, S. 259 ff.
- 21 Vgl. Smith, 1989 S. 353-422.
- 22 Auswahl und Definition von Problemfeldern (d.h. „die Entscheidung darüber, welche Erscheinungen in der Welt der Erklärung bedürfen, und die Definition dessen, was problematisch an ihnen ist“, Harding, 1991, S. 19) unterliegen bestimmten Interessen. Hier stellt sich die Frage nach Erkenntnis- und Verwertungsinteresse.
- 23 Begriffe und Definitionen haben ihren Ursprung in den Fragen derer, die über die Art und Weise der Regierung der Gesellschaft und der Herstellung der herrschenden ökonomischen Strukturen entscheiden. Der Wissenschaftler befindet sich nicht außerhalb der sozialen Beziehungen, die er erforscht, er ist vielmehr darin tief verwurzelt und kann daher nicht objektiv im Sinne von „wertfrei“ sein (vgl. Harding, 1991).
- 23 Vortrag auf der Konferenz der Frauenakademie/Volkshochschule Gastig und der Gleichstellungstelle für Frauen der Landeshauptstadt München am 12./13.10.1991 zum Thema: Wer Macht Technik, mit dem Titel: Organisierte Distanz. Frauen als Akteure im Handlungsfeld Technik.
- 24 in Krüll 1990: 125f.
- 25 Benjamin. 1990.

# MÄNNLICHE NATUR UND KÜNSTLICHES GESCHLECHT

von Claudia von Werlhof

**Vorwort:** Das Buch enthält zehn Aufsätze, die sich mit der „Erkenntnis-Krise“<sup>1)</sup> der Moderne befassen.

Diese Krise des westlich-abendländischen Denkens besteht darin, daß einerseits alles Erdenkliche zur Vernichtung der Lebensgrundlage getan wird. Andererseits ändert aber das wohl vorhandene Wissen darüber nichts an dem entsprechenden Handeln, weil es mit dem Glauben verbunden ist, daß ein anderes nicht möglich sei.

Wissen führt also nicht mehr zur Erkenntnis im Sinne einer entsprechenden Konsequenz. Würde man dennoch konsequentes Wissen fordern, gälte es als nutzlos, weil „politikunfähig“. Hingegen ist Politik jener zwanghafte Anpassungsprozeß an die soziale „Maschine“, dessen Folgen im vorhinein gerade nicht abzuschätzen sind.

Freilich erreicht Politik den Schein von individualen Handeln. Als Vogel-Strauß-Politik gerät sie unweigerlich an ihr Ende, wie der Zusammenbruch des Sozialismus und weiter Bereiche der Herrschaft in den ehemaligen Kolonien sowie zunehmende „Unregierbarkeit“ bestimmter Regionen des sogenannten Zentrums (vgl. Irland, Spanien, Jugoslawien) zu zeigen beginnen.<sup>2)</sup> Wenn wir diese Krise als Ergebnis patriarchaler Denk- und Herrschaftsformen ansehen, was heißt das dann für Frauen?

Drei zentrale Themen (= Kapitel) stehen im Vordergrund des Buches: die herrschende Technik, die herrschende Gewalt und das herrschende Naturverhältnis. Sie alle hängen miteinander zusammen, beleuchten dasselbe Phänomen nur von verschiedenen Seiten.

Zunächst wird gefragt: Warum werden neue Techniken erfunden, die immer deutlicher darauf aus sind, nicht nur menschliche Arbeitskraft zu ersetzen, sondern auch deren Entstehung selbst?

Wie reagieren Frauen auf diese zerstörerische Usurpation des ehemals „Göttlich-Weiblichen“ durch männliche Gebärmaschinen zur Produktion von angeblich besseren Menschen und „höherer“ Intelligenz? Lassen sie sich darauf ein oder erkennen sie darin einen obszönen Angriff auf die Grundlagen der/ihrer Existenz? Was lernen sie daraus, daß der tabuisierte Zusammenhang von Denken und Gebären, Kopf und Bauch ausgerechnet auf diese verkehrte Weise aus der Geschichte wieder auftaucht? Dann geht es um die parallele Entwicklung von Gewaltverhältnissen in Politik und Ökonomie und die beginnende „Götterdämmerung“ der herrschenden Normen, Kategorien und Glaubwürdigkeiten unseres Denkens und Handelns, die seit der Atomkatastrophe von Tschernobyl beschleunigt wird.

Was sind die geschichtlichen Voraussetzungen dessen, was wir heute unter Politik und Ökonomie verstehen? Warum

sind beide durch das alte patriarchale Prinzip des „Teils und Herrsche“ gekennzeichnet, das zuerst und weiterhin grundsätzlich auf Frauen, Bauern und Kolonisierte angewandt wird? Was bedeutet es, wenn der „Umsturz“ unserer Begriffe aufzeigt, daß Krieg und Frieden, Demokratie und Diktatur, Institutionalisierung und soziale Bewegung, Normalität und Zerstörung, Menschenrechte und Gewalt keine Alternativen zueinander, sondern nur die zwei Seiten derselben Medaille sind? Warum wollen Frauen dennoch an die Macht, die gerade für die Erfindung der Ohnmacht, insbesondere von Frauen, verantwortlich ist? Warum hindert sie das Streben nach der Pseudo-Würde gesellschaftlicher, also patriarchaler „Anerkennung“ und „Partizipation“ an der Erkenntnis anderer Wege, die aus der allgemeinen Norm „des Institutionellen“ – nicht einfach den Institutionen, denn die sind überall, sogar in der „Autonomie“ – ausscheren?

Im dritten und letzten Kapitel „Natur als Erkenntnis“ geht es um die all dem zugrunde liegende Bedeutung des Naturbegriffs, des Naturverhältnisses der Neuzeit.

Warum wird gerade das Verhältnis zur (ersten) Natur so tabuisiert? Warum wird stattdessen die Beherrschung der Natur, ihre Beherrschbarkeit überhaupt vorausgesetzt, selbst noch und gerade in der Ökologiebewegung? Warum wollen wir die Gesellschaft von Natur „reinhalten“ und lasten der letzteren alles von uns falsch Gemachte an, insbesondere die Gewalt und die Idylle? Warum werden im Patriarchat Frauen und Natur als ein und dasselbe Negativum betrachtet, und warum teilen Frauen so oft diese Betrachtungsweise?

Wie behindern die Überzeugung von der Überlegenheit „des Menschen“ über die Natur, der Anthropozentrismus, und der ihm entsprechende Machtbarkeitswahn als eine „Denkgewalt“<sup>3)</sup> die Erkenntnis unserer Krise und die Praktizierung einer uns und der übrigen Natur entsprechenden Lebensform?

Warum können gerade Frauen damit beginnen, in der Natur als einem „Gewebe“ von Materiellem, Geistigem und Seellichem endlich nicht mehr ihren Hauptfeind, sondern ihre alte Hauptfreundin wiederzuerkennen?

## Anmerkungen:

- 1) Genth, R.: Der Computer. Hoffnungsmaschine für die Erkenntnis-Krise? In: Fischer, M. (Hrsg.): Mensch und Technik: „Literarische Phantasie und Textmaschine“. Aachen 1989, S. 1–18.
- 2) Werlhof, C. v.: Was haben die Hühner mit dem Dollar zu tun? Frauen und Ökonomie, München 1991 (insbesondere Vorwort).
- 3) Ernst, W.: Legitimationswechsel und Revolution. Berlin 1986 (insbesondere Einleitung).

# KÖRPER-SCHAFT

Die Abtreibungs-Debatte als die um eine sog. „Fruchtbarkeit“ des weiblichen Leibes ist so alt wie die Frauenbewegung. Hier hat sich in letzter Zeit die umgekehrte Debatte um eine sog. „Unfruchtbarkeit“ hinzugesellt (Duelli-Klein; Fleischer). Mutterschaft: einmal nicht gewollt, einmal gewollt, immer umgekehrt zu dem, was gerade der Fall ist. Die eine „Frucht“ wird abgetrieben, die andere wird eingetrieben. Überall Zwang: „Produktion“ – Destruktion. Dabei hatte ich immer geglaubt, in der Frauenbewegung gehe es um Befreiung vom Zwang zum Produktions- und Destruktions-Wahn des Patriarchats. Ich dachte immer, es gehe darum, die einzelnen Frauen in die Lage zu versetzen – sich selbst in die Lage zu versetzen – endlich wieder *souverän*, „eigenmächtig“, eigensinnig, eben frei handeln zu können (Lorde/ Rich). Ich dachte, die Kritik an den für Frauen so ungünstigen gesellschaftlichen Verhältnissen gälte dem patriarchalen Charakter dieser Verhältnisse und die Kritik an der Mutterschaft gälte ihrer patriarchalen Perversion (Werlhof 1991). Weit, weit gefehlt.

Inzwischen weiß ich: Denen, die die Diskussion über zu verhindernde Mutterschaft hier und zu erzwingende Mutterschaft da führen, und gleichzeitig damit „Frauen-Politik“ oder gar Frauen-Beruf machen wollen, geht es meist um etwas ganz anderes als darum, den vielen Frauen in Notlagen einen Ausweg, den Weg „ins Freie“ zu zeigen. Im Gegenteil: Die Not der Frauen wird verwendet, um sie der patriarchalen Leib-Vernichtungsmaschinerie gerade *zuzuführen*. Die Frauen mit ihren Problemen werden abgeliefert in den patriarchalen Institutionen – die sie auch dann bleiben, wenn Frauen sie führen sollten – und um deren Einrichtung frau immer noch weiter „kämpft“: den Kliniken, den Beratungsstellen, den Anwaltskanzleien, den Gerichten und der „Recht“-Sprechung – also dem medizinisch-technisch-juristisch-bürokratischen *Apparat*. Ob der groß ist oder „dezentral vernetzt“, ob von Frauenbewegungen oder Männern betrieben, ob staatlich oder „autonom“ macht dabei ebensowenig einen Unterschied (Daly) wie die Feststellung, all dies geschähe nicht „bewußt“ und irgendwie böswillig, sondern vollziehe sich – leider immer noch – „hinter dem Rücken“ der Beteiligten.

Ist das „Feminismus“? Man und frau müßten naiv sein, wenn sie nicht inzwischen wüßten, daß eines der wichtigsten Herrschaftsmittel darin besteht, die Beherrschten sich untereinander selbst beherrschen, die Unterdrückten sich gegenseitig unterdrücken zu lassen (Fanon). Warum wird dieses so sattem bekannte Phänomen eigentlich so selten in bezug auf die Frauenbewegung diskutiert? Sollten Frauen die ersten sein, denen dies nicht widerfährt?

Was an den zentralen Debatten um den weiblichen Leib jedenfalls auffällt, ist, daß dieser Leib in jedem Fall ge- oder bezwungen werden soll. Entweder wird das Leben, das sich an

und in ihm zeigt, vernichtet, oder es soll erzwungen werden, wo es sich nicht zeigen will.

Es sieht so aus, als gäbe es heute keinen Grund für Frauen, die Lebendigkeit ihres Leibes zu feiern oder seinem Stillschweigen nachzugehen (Stopczyk). Sondern es wird jeweils ein „Recht“ gefeiert, nämlich das auf Abtreibung/Sterilisation und/oder auf ein „eigenes Kind“. Frauen klagen damit nicht Befreiung von Gewalt, sondern einen Teil des *Gewaltmonopols des Staates* bzw. der Einzelmänner selbst ein, das ihnen bisher immer verwehrt war. Es ist das „Recht“, Zerstörungen am eigenen Leibe vorzunehmen, die sich bis dahin Vater Staat vorbehalten hatte (M. Foucault). Plötzlich wollen sie selbst tun, was ihnen bisher immer angetan wurde. Sie sind stolz darauf, „legale“ Gewaltakte begehen zu „dürfen“, die früher nur Männern oder von ihnen geschickten Frauen zustanden (vgl. Heinsch/ Knieper/ Steiger). Denn daß es sich um Gewaltakte handelt, weiß jede Frau. Darüber wird aber nicht gesprochen. Wo kommt diese Bereitschaft zur Gewaltanwendung her? Warum kann sie so selbstverständlich vorausgesetzt werden? Weil anderes angeblich nicht geht? Weil „Gegengewalt“ zu rechtfertigen ist? Gegen wen? Gegen die bisherigen Vernichter von Leib und Leben ja nicht, sondern erneut gegen das letztere – bloße Verdoppelung der bestehenden Gewalt durch ihre Opfer selber. Auch Gewalt von Frauen ist nicht besser als die gegen Frauen, zumal dann nicht, wenn es sich lediglich darum handelt, daß die Gewalt nun nicht mehr nur von Männern gegen Frauen, sondern auch noch von Frauen gegen Frauen ausgeübt wird. Es wird jedenfalls so getan, als gäbe es in dieser Frage nur eine Möglichkeit: die zur Zeit technisch angebotene – und die ist gewalttätig (Merchant). Das hieße ja, daß unsere Vorfahrinnen Hunderttausende von Jahren lang nicht gewußt hätten, wie sie mit ihrem Leibe umzugehen hätten, ohne ihn ständig zu vergewaltigen. Jedenfalls wird die Möglichkeit, sich auf ganz andere Weise mit der sog. „Fruchtbarkeit“ und „Unfruchtbarkeit“ zu befassen, hartnäckig verleugnet.

Dazu gehört, daß nicht über Zusammenhänge gesprochen wird, nämlich die zwischen dem Leib, dem sog. Geist und der sog. Seele; z.B. die zwischen Frau und Kindesleib/Seele/Geist, oder auch die zwischen Liebe und „Sexualität“ – sofern es das bei dem coolen Verständnis von Geschlecht als naturbereinigtem „gender“ (v. Braun) anstatt „Genus“ (Illich) überhaupt noch gibt. Das Wort Liebe ist ja nachgerade verpönt, ja wirkt peinlich und lächerlich, als ob es sie gar nicht gäbe oder es selbstverständlich sei, daß Sexualität mit Liebe nichts zu tun haben solle – ein wahrhaft patriarchaler Gedanke. Wer zwingt mich eigentlich dazu, mit Personen geschlechtlich zu verkehren, die ich nicht liebe? Ist es nicht ein Unterschied, ob die Schwangerschaft aus einem Liebesverhältnis herrührt oder nicht? Soll als Norm gelten, daß in der sexuellen Begegnung die Vergewaltigung vorherrscht? Warum sollten Frauen das mitmachen? Aus welchen Gründen schlafen heute Frauen eigentlich überhaupt

mit Männern? Und wie tun sie das? Die sexuellen Praktiken selbst werden jedenfalls auch wenig thematisiert, wenn es um den Zusammenhang mit der ihrerseits bloß technisch geführten Abtreibungsdebatte geht.

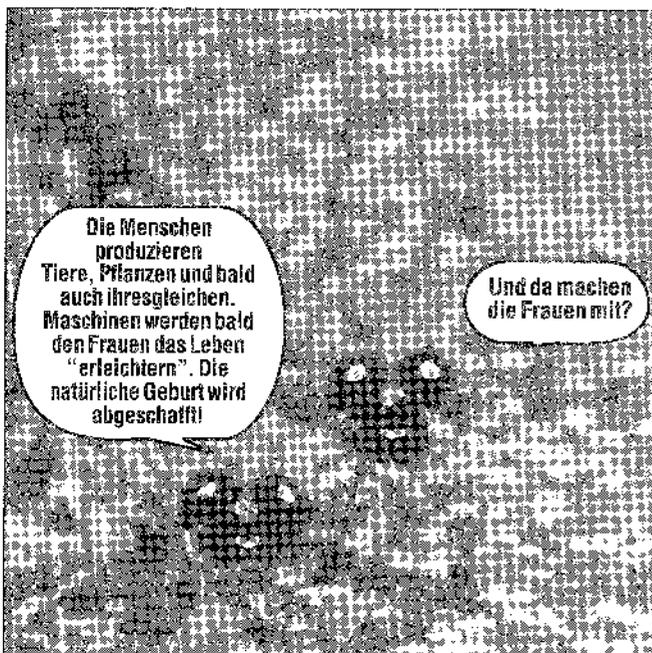
Außer der Nicht-Thematisierung der Zusammenhänge ist das Auseinanderreißen dieser Zusammenhänge eine typisch patriarchale Methode, die heute unter Frauen grassiert. So fällt es leichter zu leugnen, daß es ein altes Frauenwissen um alle diese Fragen gibt, das wir uns sehr wohl wieder aneignen könnten. Stattdessen wird vorausgesetzt, daß der einzig praktikable Weg nicht nur jetzt, wo dieses andere Wissen vielleicht noch nicht genügend erreichbar ist, in der modernen Technik liegt, die wieder einmal alle sozialen Probleme lösen soll: abstrakt-anonym-formal, „neutral“, ohne Ansehen der konkreten Besonderheit des jeweiligen Falles und der involvierten Person (Ernst). Nein, auch für immer und ewig soll, so scheint es, nichts anderes mehr in den Blick geraten als: die (Gesellschafts-) Maschine (Bammé u.a.), der patriarchale Apparat, der über Leben und Tod verfügen will. Es wird kaum mehr diskutiert, wie wir diesen Apparat loswerden, sondern fast nur noch, wie wir in ihn hinein- und dort gar noch hochkommen. Wollen Frauen an diese Art von Macht über Leben und Tod? Soll das ihr(e) Beruf(ung) sein? Wer sind die Frauen, über deren Leiber-Leichen das geschieht?

Ähnlich brutal hört sich die Klage von Frauen nach einem „Recht“ auf ein „eigenes“ Kind an. Heißt denn „mein Bauch gehört mir“, er sei mein Privateigentum, und so auch das ihm entkommene Kind? Hier soll die frühere tatsächliche Leib-Eigenschaft von Frauen auf sie als ein „Recht“ auf sich selbst übertragen werden, als sei das Eigentum an Menschen (und anderen Lebewesen bzw. der Natur) dadurch weniger obszön (Marx), daß es an sich selbst vollstreckt wird (Drewermann).

Ich nenne diese Selbstbefreiung von Frauen aus angeblich „feudaler“ Abhängigkeit vom eigenen Leibe das „Leibeigentum“, das Frauen an sich selbst anmelden, um mit diesem

Eigentum eben das zu tun, was man in heutiger Zeit mit Eigentum tut: Man macht es zu Kapital, man „produziert“ damit Waren, man hat ein „Recht“ darauf, man kann willkürlich darüber verfügen, z.B. es auch vernichten: Frau kann und will mit sich und den Produkten ihres „kapitalen“ Körpers machen, was sie will – und sie will nicht immer das „Gute“ (Mies). Wenn das Recht auf ein Kind nebst diesem selbst dem Leib gegenüber eingeklagt werden muß, weil er – aus bisher selten diskutierten Gründen – nicht Zins und Zinseszins hervorbringen will, dann versucht Frau, ihn zum „Leben“ zu zwingen: Der Leib wird zum Körper der gesellschaftlichen Herstellung, letztlich industriellen Produktion von abstraktem „Leben“ (Duden), ganz so, als sei der Leib Körperfabrik – Maschinenkörper (A. Sutter). Hier wird das Leibeigentum zum Körpereigentum oder zur abstrakten Körperschaft: – nämlich sowohl zu einer Körperschaft des öffentlichen (und privaten) Rechts, als auch zu einer Körperschaft im Sinne einer Politik der Öko-Logie (statt wie bisher Öko-Nomie) mit bio-logischen Körpern als der Kontrolle über deren „Produktion“ (Bock). Eine solche Körperpolitik wäre tatsächlicher „Korporatismus“ (Esser) auf angeblich „natürlicher“ Grundlage, Weg in einen utopischen Totalitarismus mit „weiblicher“ Prägung...

Soll das der Beitrag der Frauenbewegung zur Feminisierung von „Frauen-Arbeit“, „coporate capital“ und „body politics“ (Millet) sein, der weibliche „Korporal“, das „Frauen-Korps“ und ein „Korporations-Recht“? Soll die Verwaltung, die Vergewaltigung der „Körper“, ihre Formierung zum „Staatskörper“ Frauen-Sache werden? (Werlhof 1992) Werden es Frauen sein, die das „Bordell Modell“ (Corea) der fremdverfügbaren „Reproduktion“ von „Körpern“ gegenüber anderen Frauen (und Männern) durchsetzen helfen? Sind sie die „neuen Frauen-Berufe“? Ist deshalb die Diskussion über Begriffe wie Natur, Staat, Leib, Liebe, Politik und Mutterschaft so tabuisiert, damit sie einmal für solche Zwecke usurpiert und pervertiert werden können, „besetzt“ mit neopatriarchalen und eben nicht „matriarchalen“ Bedeutungen?



## „... ovale Gehirnstrukturen!“

DER skolast IM GESPRÄCH MIT JOSEF X., ALOIS Y. UND OSWALD Z.

*skolast:* Welche Einstellung haben sie zur Gesellschaft? Oswald, Sie nicken ...

*Oswald Z.:* Die Situation ist ungewiß, die Zeiten sind aufregend, wir müssen nach Japan schauen, dort gibt es jetzt braune Ostereier. Die Menschen müssen begreifen, daß sie braune Ostereier brauchen. Wenn es der Wirtschaft gut geht, geht es allen Menschen gut!

*Josef X.:* Braun ist ein guter Ansatz, braun ist die Erde. In Afrika leben braune Menschen. Man muß auch die Dritte Welt mit braunen Eiern versorgen und die Vierte Welt, Eggs for president!

*Luis Y.:* Ich bin schon länger für Reformen, die Welt braucht Reformen. Wir werden auch einige Eierköpfe zur Wahl stellen. Wir gehen noch einen Schritt weiter, wir reformieren das Parteizentrum: braune Eier auf braunem Grund!

*Meier:* Ich bin für rote Unterhosen! Rot sind alle meine Kleider, rot ist alles was ich habe. Wieso braune? Ich finde rote Eier viel schöner ...

### DA FLOGEN EIER AUF DEN MEIER

*skolast:* Aha, Sie sind also der Meinung, das Heil liegt in braunen Eiern. Gesellschaftliches Wohlergehen steht und fällt mit den braunen Eiern. Wie werden sie die Menschheit davon überzeugen?

*Oswald Z.:* In den Forschungsinstituten laufen bereits die Drähte heiß.

*Luis Y.:* Eine Kommission arbeitet bereits an der Ausarbeitung der neuen Lehrpläne für Primär- und Sekundarschulen. Eier sollen fachübergreifend behandelt werden. Hier muß ein Umdenken erfolgen. An besonders begabte Schüler wird in Zukunft das goldene Landessei vergeben! Andere Förderungsmaßnahmen sind schon fix eingeplant, Subventionen werden vergeben. Juristen basteln an den EI-Richtlinien, um auch den hartnäckigsten Zweiflern und Zweiflerinnen den Wind aus den Segeln zu nehmen. Alle werden uns glauben.

Besondere Verdienste in dieser Eigengeschichte gebührt unserem lieben Ossi, der sich hier besonders verdienstvoll hervorgetan hat.

Kulturpolitisch ist das Ganze natürlich ein Ei, aber auch hier läuft bereits einiges! Z.B. Frühstück mit Ei, Ostern im August. Kunst und Ei schloßen sich bekanntlich nicht aus!

*Oswald Z.:* In unseren Laboratorien forschen gutdotierte Wissenschaftler nach gentechnischen Mög-

lichkeiten zur Produktionssteigerung der Legehennen.

Unsere Rationalisierungstechniken schreiten zügig voran. Derzeit können bereits pro Produktionseinheit 60.000 braune Eischalen mit Eigelb und Dotter gefüllt werden. Gleichzeitig arbeiten unsere Werbestrategen an der Ausarbeitung neuartiger Konzepte. Untersuchungen haben ergeben, daß es möglich ist, im Menschen das Bedürfnis nach 3,5 Eichen zu wecken. Und wir machen weiter!

*Luis Y.:* Wir stehen diesen Erfolgen in nichts nach, unsere Spitzenmänner haben herausgefunden, daß mit bestimmten Veränderungen im DNS-Strang der KonsumentInnen diese zustimmend auf Eier und Eierköpfe reagieren. Unter uns, wir träumen von einem Idealzustand: ovale Gehirnstrukturen! Im übrigen wird die Politik vereinfacht und die Bürokratie noch eierhafter.

Jeder soll genügend Eier bekommen, damit keiner auf die Idee kommt zu eiern: alle Nicht-EI-Bürger werden abgeschoben und Länder außerhalb des EI-Abkommens mit Sanktionen belegt.

*Josef X.:* Die Geschichte des Eis wird neu geschrieben werden müssen, die Reformen werden nicht einmal vor den Toren des Vatikans haltmachen können. Pauli hat die Massenproduktion ovaler Hostien veranlaßt. Alles Nicht-Ovale wird Sünde sein.

*skolast:* Apropos Sünde, meine Herren! Glauben Sie nicht, daß Sie sich versündigen?

*Meier:* Hahaha, Karl-Hans hat sich versündigt!

*Luis Y.:* (entrüstet) Sünde? Im Gegenteil! Das Himmelstor wird sich öffnen, wir werden eingehen in die Seligkeit, denn Eier machen frei. (Luis denkt mit tiefer Stimme:

Ich hänge mich an die Strippe,  
bis keiner mehr riskiert eine Lippe.)

*Meier:* Ich mache nicht mehr mit. Ich steige jetzt um.

*skolast:* Nepp, wie stehen Sie zum Spiel?

*Josef X.:* Ich bin der Kommentator und auf der richtigen Seite. Manchmal feuere ich die Schwächeren an, aber die schließen eh kein Tor. Meistens spiele ich den Schiedsrichter, dann achte ich sehr genau auf das Spiel. Es gewinnt, wer am meisten Eier hat. Das ist zwar manchmal eierhaft aber immer oval.

*Der skolast dankt für die Eier und resümiert:*  
Die Welt wird oval, Oswald, Luis und  
Josef werden dafür sorgen. Ei Ei Ei,  
hat das gemeine Volk das ver-  
dient? (lau)



# EINE NEUE NATUR(WISSENSCHAFT)

## Wir erleben die Geburt einer neuen Natur

Laut Forschern und Befürwortern ist diese ohne Mängel und äußerst zweckspezifisch. Neue Organismen, neue Bakterien, Pflanzen und Tiere entstehen in den Laboratorien der GEN-Forscher. Neu deshalb, weil sie durch die Änderung der Erbanlagen künstlich geschaffen werden und es sie bisher in dieser Form nicht gegeben hat! Gerade in den letzten Wochen lief in Deutschland ein erbitterter Kampf für und wider die GEN-Technologie. Zum ersten Mal wurden in Deutschland genteilsch veränderte Zuckerrüben und Kartoffeln auf Äckern gepflanzt. Bisher war dies nur in Laboratorien geschehen. Kritiker vermuten, daß die nun in „freier Natur“ angepflanzten Rüben und Knollen eine Wechselwirkung mit anderen Organismen im Boden haben könnten (durch Insekten, Würmer, andere Pflanzen). Die Befürworter bestreiten dies, fest steht jedenfalls, daß Auswirkungen und Folgen einer Anpflanzung in Äckern noch gänzlich unbekannt sind.

Die Lobby der Befürworter versucht nun durch großangelegte Werbemaßnahmen das Image der GEN-Technologie aufzubessern, die Kritiker zu überstimmen (was durch den Werbeaufwand machbar ist) und neue Anhänger und Befürworter zu finden. Bisher fand die GEN-Technologie in der breiten Bevölkerung fast keine Zustimmung, dies könnte sich nun durch die psychologische Kriegsführung (sprich Werbung) ändern. Daß die GEN-Lobby dabei am längeren Hebel sitzt, läßt sich daraus erahnen, daß sie ohne Schwierigkeiten größere Geldmengen zur Finanzierung der Werbung aufbringt. Und bekanntlich macht im Marketingbereich derjenige das Rennen, der die beste Werbung finanziert bzw. für Werbung am meisten Geld zur Verfügung stellen kann. Bisher hat ihnen der Werbefeldzug nicht viel eingebracht, und es bleibt zu hoffen, daß es ihnen auch in Zukunft nicht gelingen wird, eine objektive Meinungsbildung mit Werbemaßnahmen zu untergraben und die Gefahren der GEN-Technologie zu verharmlosen. Bis jetzt scheint es jedenfalls, als wolle niemand die GEN-Mutationen, außer die Technologen selber und die Lobby, die hinter ihnen steht.

Von dieser Lobby weiß man/frau aber recht wenig. Es treten äußerst selten Personen an die Öffentlichkeit (außer den Technologen), die sich zur neuen Wissenschaft bekennen. Zwar zeigen alle großen Chemiekonzerne und Saatguterzeuger reges Interesse, aber auch in diesen Firmen muß jemand Entscheidungen treffen. Wer dies tut und von wem die kostspieligen Werbemaßnahmen finanziert werden, ist nach wie vor unklar. Auch Politiker (die „Grünen“ ausgenommen) äußern sich höchst selten und dann äußerst vorsichtig zu diesem Thema. Es

regt sich der Verdacht, als wollten sie nicht mächtigen (finanzkräftigen) Personen auf die Füße treten und dadurch auf irgendeine Weise ihre (politische) Zukunft verbauern.

Der Versuch, durch die Werbekampagne die GEN-Technologie als ungefährliche und scheinbar unbegrenzt nutzbare Möglichkeit zur Bekämpfung allen Übels (Krankheiten, Hunger) darzustellen, scheint bis jetzt jedenfalls fehlzuschlagen! Die Argumente der GEN-Lobby für eine Anwendung der Technik in verschiedensten Bereichen werden zurecht scharf kritisiert und als Augenauswischerei bezeichnet. Sie lenken nur von den eigentlichen Problemen ab und bieten Lösungen an, die nur Ausflüchte sind und nur als Gewissensberuhigung dienen können – das Problem wird nicht gelöst, sondern aufgeschoben oder in einen anderen Bereich verlagert, in dem es (zur Zeit) nicht stört. So wäre z.B. der Hunger nicht durch „neue“ Nutzpflanzen zu bekämpfen, sondern durch eine andere, neue Nutzung der bereits bestehenden Produktion durch Verteilung der schon jetzt in Überschuß produzierten Nahrungsmittel: Anstatt z.B. ertragreichere Getreidesorten zu schaffen, wäre es sinnvoller, die bereits angebauten den Hungernden zukommen zu lassen, anstatt das geerntete Getreide an Mastvieh zu verfüttern, das wiederum auf den Teller der Reichen (sprich Erste Welt) landet. Ich möchte bei dieser Gelegenheit als Beispiel nur auf die amerikanischen Farmer verweisen, die mit Existenzschwierigkeiten kämpfen, da es ihnen nicht gelingt, ihre Ernte an den Mann/die Frau zu bringen.

Mir scheint jedenfalls (und viele andere stimmen mir zu) als ob der Vorwand, neue Nutzpflanzen „herzustellen“, nichts anderes als der Versuch der Konzerne ist, durch ihr „einwandfreies“ Saatgut einen noch erbitterten Preiskampf aufkommen zu lassen, aus dem nur wenige erfolgreich hervorgehen können und der Sieger letztendlich jener Konzern sein wird, der das am besten manipulierte Saatgut herstellt. Die Folge einer solchen Entwicklung könnte jene sein, daß alle, die weiter konkurrenzfähig bleiben möchten, eben dieses eine Saatgut kaufen müßten, was den Hersteller in eine Monopolstellung rücken würde, aus der er seinen Willen (Preis, Produktionsmenge, Zulieferung) diktieren kann.

Es muß nun die Frage gestellt werden, ob es hier wirklich um den Kampf gegen irgendwelche Übel geht oder ob „nur“ wirtschaftliche Interessen im Vordergrund stehen.

Jedenfalls ergab eine Umfrage (siehe taz vom 13.05.1993), daß die Krise, in der die GEN-Forschung steckt, nicht durch gesetzliche Hürden bedingt ist (dies wird von der Pro-GEN-Lobby

behauptet), sondern weil niemand die GIN-Technologie will. Auf gut Deutsch: Die Technologen wären in der Lage, unverderbares Brot, im Nu reifenden Käse, pralle und unverdorbbare Früchte, vollaromatischen und nicht schädlichen Tabak, fettfreie Sahne, kalorienarme „Light-Lebensmittel“ aller Art zu erschaffen, tun es aber nicht, weil sie nicht in der Lage wären, diese zu vermarkten.

Damit dieser Markt entsteht und die Nachfrage nach Idealfrüchten, -sahne, -käse und -brot steigt, wird heftig geworben. Daß die Werbung hier einen gefährlichen Meinungsumschwung erreichen könnte, dafür spricht allein die Tatsache, daß man/frau nicht mehr irgendwelche Diäten oder Vorschriften einhalten mußte, um sein/ihr Idealgewicht (-figur) zu halten, sondern endlich hemmungslos fressen könnte. So würde wiederum das eigentliche Problem, jenes der Nahrung, nur umgangen, anstatt es zu lösen (durch eine angemessene und ausgewogene Ernährung).

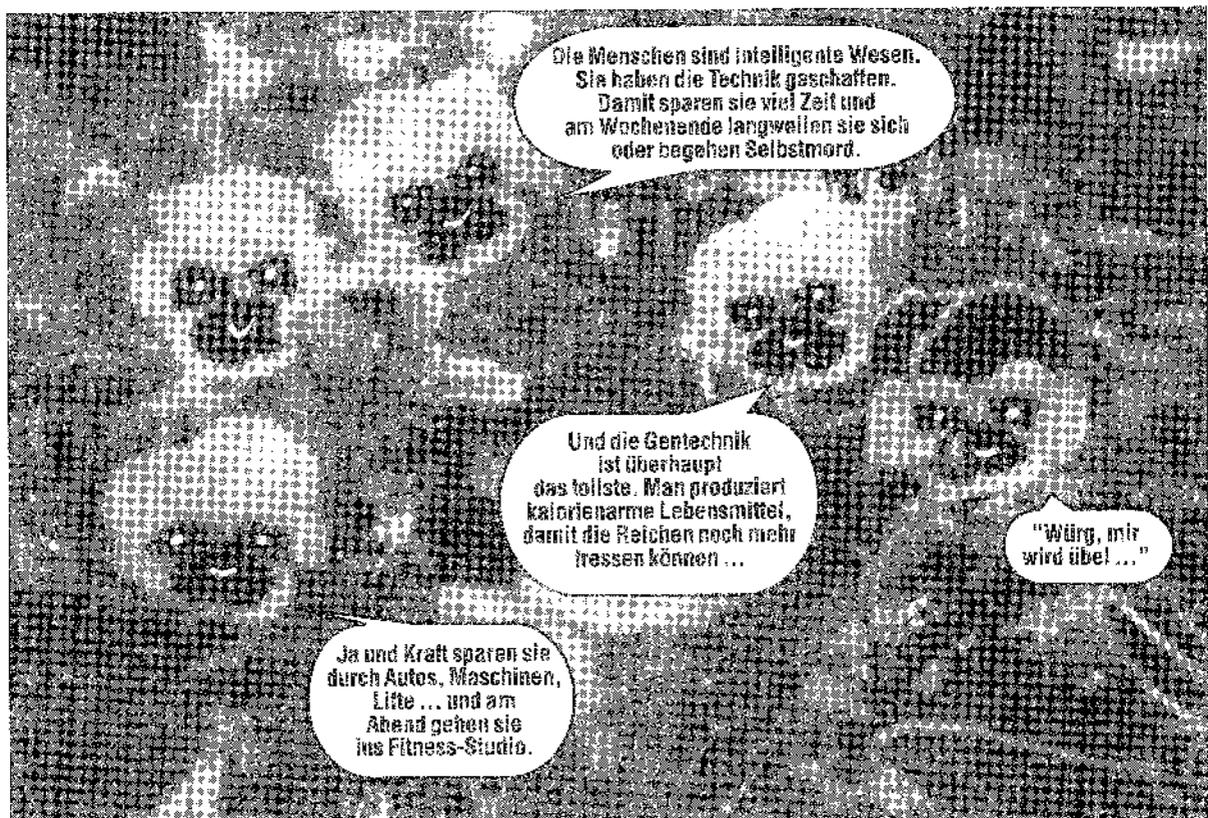
Auch hinsichtlich der Anpreisung der GEN-Technologie als „Forschung der Zukunft“ muß ich Bedenken anmelden. Als in den 50er Jahren die ersten Atomkraftwerke gebaut wurden, schien es, als habe man die billige und unbegrenzt verfügbare Energiequelle gefunden. Inzwischen kennen wir die Gefahren, die die Kernenergie in sich birgt, und hinsichtlich der Betuenerung, daß alle AKW's *absolut* sicher seien und daß sich man/frau keine Sorgen machen muß, sind wir eines Besseren belehrt worden.

Der Vergleich mit der Atomkraft ist naheliegend, denn auch die GEN-Techniker versprechen eine sorgenfreie, gefahrlose und kostenlose Versorgung ihrer Mitmenschen. Mit welcher Si-

cherheit können uns die GEN-Techniken nun versprechen, daß ihre Eingriffe in die GEN-Strukturen lebender Organismen ungefährlich sind?

Ich befürchte, daß diese neue Technologie eine große Gefahr in sich birgt und die Versprechung der Experten hinsichtlich der Sicherheit nur ein Zeugnis dafür ist, daß auch sie die Gefahren nicht kennen. Mir scheint, daß der Weg hin zur GEN-Technologie ein weiterer Schritt „weg von der Natur“ ist. Diese Denk- und Verfahrensweise ist bezeichnend für die Kultur des Europäers und ist tief in uns (Erste Welt-Bevölkerung) verankert. In den letzten Jahrhunderten wurde durch den technischen „Fortschritt“ die Natur bezwungen und dem Menschen Untertan gemacht. Neben dem objektiv ersichtlichen technischen Fortschritt und materiellen Wohlstand (in der Ersten Welt) treten immer stärker die Folge- und Nebenerscheinungen dieses Versuches einer Beherrschung der Natur auf, nämlich Umweltverschmutzung, -zerstörung und ein riesiges Artensterben in der Tier- und Pflanzenwelt. Völker, die jahrtausendlang im Einklang mit ihrer Umwelt überlebt haben, wurden durch das Auftreten des Europäers vernichtet (Amerikaner sind nichts anderes als ausgewanderte Europäer), und deren Kulturen, die nicht in das Weltbild des weißen Mannes paßten, wurden zerstört und deren Weltbilder ausgelöscht.

Die Natur ist viel komplexer als man/frau (bzw. Herr und Frau GEN-Forscher) sie durch irgendwelche physikalischen Gesetze erklären oder chemische und mathematische Formeln berechnen ließe. Wäre es nicht sinnvoller, sich zu mäßigen und auf einen vermeintlichen „Fortschritt“ zu verzichten??



# DAS DICHOTOME DENKEN ALS GRUNDLAGE NEUZEITLICHER WISSENSCHAFT

## Zum Begriff des dichotomen Denkens

Dichotomes Denken bezeichnet eine Denkform, eine Erkenntnisweise, die in der griechischen Antike entwickelt wurde bzw. aufgrund der schriftlichen Hinterlassenschaft für diese Zeit erstmals nachvollziehbar wird. Ihre Anfänge lassen sich bei den vorsokratischen Philosophen verfolgen. Althistoriker sprechen in diesem Zusammenhang vom „Übergang vom Mythos zum Logos“ (vgl. Weber-Schäfer 1976) und bewerten diesen Schritt als große Leistung in der Entwicklung menschlicher Denkfähigkeit. Diese Bewertung entspricht der Vorstellung einer Evolution des Lebens vom Niedrigeren zum Höheren. Diese Vorstellung ihrerseits erweist sich als Produkt der dichotomen Denkform.

Das dichotome Denken, wie es in der griechischen, v.a. atheistischen Antike ausformuliert wurde, spaltet alles Wahrgenommene und zu Bedenkende grundsätzlich in zwei Teile. Der eine Teil korrespondiert mit dem „Geist“, dem „Denken“, der „Intelligenz“ unserer heutigen Diktion, der andere Teil mit dem „Körper“, der „Materie“, dem „Stofflichen“.

Das dichotome Denken unterstellt, daß der eine Teil der Dichotomie, der Geistteil, als Höherer, Besserer, über den anderen Teil nach seinem Willen verfügen könne, da dieser andere Teil keinen eigenen Willen und Zweck habe.

Das dichotome Denken setzt (zum Begriff der „Setzung“ vgl. Ernst 1986) die Dinge der Welt als eindeutig voneinander abgrenzbare, klar voneinander geschiedene.

Der Geistteil behandelt den Materieteil als ihm zugrundeliegende Ressource, aus der er sein Geistreich planen und bauen kann. Diese Materie wird als „böse, zu vernichtende Materie“ betrachtet, solange sie dem Willen des sich selbst setzenden Geistes nicht unterworfen ist. Zur „guten Materie“ verändert sie sich durch ihre Domestizierung, Zähmung, Verfügbarmachung. Im Verlauf der Geschichte verquicken sich die beiden Betrachtungs- und Behandlungsweisen und wechseln sich ab. In den Jahrhunderten zunehmender Naturbeherrschung (seit der Neuzeit), in den Zentren dieser Naturbeherrschung begann ein aufdrängerisch durchdringender Blick den Kampf gegen die böse Materie zu ersetzen (Böhme 1988). Dieser Blick bewirkte die Auflösung der Dichotomie durch die Transformation dessen, was vormals zur Materie gerechnet wurde, in Geist-Stoff, das heißt in

geistgemachte Materie. Die künstliche Differenz (Dichotomie) löst sich auf in die All-Einigkeit des Geistes, der Geist-Materie. Ein Zentrum dieses Umwandlungsprozesses war und ist die neuzeitliche Wissenschaft; so, wie die antike „Wissenschaft“ (als Philosophie, politische Theorie und Naturwissenschaft) als Herstellungsort der dichotomen Denkform diente; und so, wie die Wissenschaft von der frühen Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert als Aufspülerin und Bezwingerin der „bösen Materie“ auftrat, als Laboratorium der Umwandlung der „bösen“ in „gute Materie“ fungierte.

Immer wieder, im Angesicht von Naturkatastrophen, Krankheiten, bedrohlichen Naturerscheinungen jeglicher Art, wird das Bild von der „bösen Materie“ strapaziert, obwohl andererseits die Ahnung sich ausbreitet, daß ein großer Teil dieser „natürlichen Bedrohungen“ als Produkt der Naturbeherrschung zustande kommen. Diese Ahnung läßt jedoch selten an die Möglichkeit einer herrschaftsfreien Erkenntnisweise denken. Im Gegenteil, Kontrolle und Beherrschung müssen perfektioniert werden, um nun auch der Bedrohungen Herr zu werden, die durch die Naturbeherrschung entstanden sind (zum Naturbegriff: Werlhof 1991). Mit Natur meine ich hier nicht eine äußere Landschaft, sondern die Lebendigkeit an sich. Die Dichotomie, die eine endgültige Erlösung durch den „Sieg der Vernunft“ verspricht, macht die Zerstörung des Naturhaften (des Materiellen, Leiblichen) zur Bedingung für diese Erlösung. So ist das Opfer als Voraussetzung für ein zukünftiges Paradies in diese Denkform eingeschrieben (Bergmann 1992). Die Opferung der Natur, der Weiblichkeit, der Männlichkeit, der Gefühle, der Verwandtschaft, die Opferung jeglicher Differenz und Besonderheit fordert die dichotome Denkform auf ihrem Weg ins Paradies (vgl. von Braun 1988; sie verwendet den Begriff „utopisches Denken“ für diese Denkform).

Ein guter Teil neuzeitlicher wissenschaftlicher Theorie basiert auf diesem Muster, u.a. die weiter oben genannte Evolutionstheorie. Die Evolutionstheorie biologisiert die antike, die christliche und die neuzeitlich-rationale Geist-Körper-Spaltung, indem sie der Materie eine „Logik“ einbaut, sie also zum Geiststoff macht. Alles biologische Geschehen wäre demgemäß von einem Gesetz durchherrscht, dem Gesetz der Höherentwicklung in Richtung Vollkommenheit. Geopfert wird das „Niedrige“ und damit, konsequent gedacht, die Vielfalt, die Differenz, die Besonderheit.

## Dichotomes Denken und Angstbewältigung

Das bisher Ausgeführte legt die Frage nach dem Grund oder den Gründen für die Konstruktion und Ausformulierung der dichotomen Denkform nahe.

Ich schließe mich der These einer Reihe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an, nach der diese Denkform aus einer bestimmten Art der Angstbewältigung entsteht.

Ob es sich hierbei um eine natürliche Angst des Menschen vor der Natur handelt, die irgendwann auf diese Weise bewältigt wird (z.B. Bergmann 1992) oder um eine in bestimmten gesellschaftlichen Zusammenhängen (Patriarchalisierung) produzierte Angst (Werholf 1991; Götner-Abendroth 1991), kann ich nicht beantworten.

Dichotomes Denken versucht, Angst zu bewältigen durch die Erhaltung eines abgegrenzten Ich, in das nichts und niemand herein soll (vgl. Theweleit 1980). Dieses Ich soll identisch mit sich selbst und daher unveränderbar sein. Gefürchtet wird Veränderung, nicht kontrollierbare, nicht planbare Veränderung, der das Ich ausgeliefert ist, der es keine Gesetzmäßigkeiten diktieren kann. Gefürchtet wird das unumgängliche, natürliche Werden und Vorgehen als nicht willentlich beeinflussbare Veränderung. Dichotomes Denken zielt wesentlich auf die Beherrschung des Gebärens und des Sterbens und auf die Beherrschung derjenigen, die diese Vorgänge durch ihre leibliche Konstitution ausdrücken: der Frauen. Weiters zielt es auf die Beherrschung derjenigen, die das produzieren, was das leibliche Überleben gewährleistet: der Bauern, der Menschen in der sog. Dritten Welt. Es zielt auf die Beherrschung derjenigen, die die Reproduktion dieser Denkform in der Zukunft gewährleisten sollen: der Kinder. Es zielt auf die Beherrschung aller, die



der Norm des Geist-Seins nicht entsprechen. Es zielt auf die Beherrschung der eigenen Gefühle, Triebe und des als „Körper“ vom „Geist“ angespaltenen Leibes. Es zielt auf die Beherrschung des Natürlichen, also des nicht menschengemachten Geschehens.

Wenn erst alles unter Kontrolle, alles beherrscht, alles geistgemachte Materie sein wird, wird nichts mehr zu fürchten sein, nichts kann mehr ausbrechen, eindringen, überschwemmen, verändern. Der Geist will so zu seiner Identität gelangen.

Einstweilen jedoch ist es noch nicht so weit, und so fürchtet der Geist das von ihm produzierte Gefährliche, zu dessen Abwehr und Überwältigung er sich immer noch perfektere Methoden ausdenken muß. Diese Gefahr begegnet ihm überall – in allem, was nach seiner Logik zur Materie oder zu Natur gehört, eben auch in den eigenen Gefühlen und Trieben. Selbstbeherrschung, Herrschen und sich beherrschen Lassen stellen die drei Verhaltensformen zur Angstbewältigung durch den Geist der Dichotomie dar.

## Dichotomes Denken und neuzeitliche Wissenschaft

Zu Beginn der Neuzeit und der modernen Wissenschaft ist die denkerische Spaltung von Geist und Materie bereits vollzogen. Antike und frühchristliche Denker haben Modelle zur Selbstbeherrschung (Erziehung, religiöse Reinigung), zum Herrschen und sich beherrschen Lassen (Staat, Gottesstaat) entworfen. Die christliche Religion verwaltete das antike Erbe das Mittelalter hindurch, versetzte den abgespaltenen Geist als Gott in den Himmel und die „böse Materie“ als Versucher in die Hölle. Die Menschen, als irdische Wesen aus Materie gemacht, haben durch

ihre unsterbliche Seele Anteil am Himmlischen. Sie können ihren Materieanteil als gottgefällige, domestizierte Materie gut hüten oder aber als sich selbstständig machende böse Materie dem Teufel verfallen lassen. Auf der Basis dieser Dichotomien, Geist-Materie und gute-böse Materie, entfaltet sich zunächst der Horizont der neuzeitlichen Wissenschaft. Ihr Programm ist es, an der angenommenen Entwicklung vom Niederen zum Höheren, von der Materie, vom Irdisch-Stofflichen zum Geist, zur Intelligenz teilzuhaben bzw. diese Entwicklung voranzutreiben und zu garantieren. Diese Entwicklung versetzt die ursprüngliche Dichotomie in Bewegung. Diese Bewegung nennt sich Fortschritt, der an die Stelle der Bewegung von Werden und Vergehen, von natürlicher Veränderung tritt. Natürliche Veränderung wird als statisches, immer gleichbleibendes, geschichtsloses Vegetieren diffamiert, das vom Fortschritt hochgezent werden muß in den Himmel des Geistes oder aber der Zerstörung anheimfällt, da es sich dem Gesetz des Geistes widersetzt (bzw. ab der Evolutionstheorie dem Gesetz der „Natur“ als biologischem Gesetz). Zu Beginn der Neuzeit standen Naturwissenschaft, Staatstheorie und Hexenverfolgung in einem engen Bezug zueinander.

In der Hexenverfolgung wurden die „bösen Kräfte“ der Natur aufgespürt, vor Gericht gestellt, gefoltert, ausgehört und vernichtet. Die Naturwissenschaft entwickelte aus dem daraus konstruierten Wissen ihre Denkgrundlagen und Methoden (Heinsohn-Steiger 1987; Fox-Keller 1986).

In den Staatstheorien wurden Modelle für ein geplantes Zusammenleben geistfähiger Menschen und für eine ungefährliche Verfügbarmachung des (weiterhin) Naturhaften als Lebensgrundlage entworfen (Schweighofer 1993). Dieser Staat trat an die Stelle des christlichen Paradieses als entsakralisiertes Paradies. Das durch die Folter von Hexen erpreßte, bei nächtlichen Leichenfledereien zusammengestohlene, aus Bergen herausgeschlagene (Bergbau, vgl. Merchant 1987) Wissen, das die frühneuzeitliche Naturwissenschaft verarbeitete, war Herrschaftswissen – das heißt, das Wissen, das aus der Perspektive der Über- und Bewältigung der Natur gesammelt und zusammengestellt wurde.

Dieses Wissen führte in die moderne Disziplinargesellschaft, in der sich die Beherrschung in Form von Selbstbeherrschung in die Einzelnen versenkt, sodaß eine zentrale Herrschaftsinstantanz an Notwendigkeit verliert (Elias 1988; Foucault 1977).

An diesem Prozeß haben Wissenschaftler aller Disziplinen ihren Anteil. Nach der Grundlagensetzung der Frühneuzeitlichen Universalgelehrten begann, entsprechend der dichotom-spaltensrischen Logik, ein Disziplinierungsprozeß der Wissenschaften. Auf einer konkret-politischen Ebene sollte die Gründung einer neuen Disziplin meist einen Macht- und Ressourcengewinn für einzelne Wissenschaftler bringen, legitimiert durch die Gründung einer neuen Richtung. Auf der Ebene wissenschaftlichen Denkens brachte diese Aufteilung in Wissens-„gebiete“ eine Fragmentierung des Wissens und Denkverbote in bezug auf die Reflexion seiner Grundlagen und Zusammenhänge. Das Nachdenken über Grundlagen wurde zur Aufgabe der Philosophie.

Die anderen Wissenschaften konnten auf der Basis einmal angenommener Axiome über ihren Zweck und ihre Notwendigkeit funktionieren.

## QuerdenkerInnen

Das bedeutet nicht, daß nun jede/r WissenschaftlerIn diese Denkverbote akzeptierte. Es bedeutet aber, daß diejenigen WissenschaftlerInnen und diejenigen Disziplinen, die sich in einer großen Nähe zu gesellschaftlichen Herrschaftszentren befinden, und die dadurch über umfangreiche materielle Mittel verfügen, auf diese Weise funktionieren.

DenkerInnen, die Herrschaftswissen in Frage stellen, halten sich nicht an Disziplinierungen und akzeptieren die gesetzten Regeln wissenschaftlichen Denkens nicht. Das heißt aber nicht, daß die dichotome Denkform so einfach abzuschütteln wäre – auch wenn sie denkerisch verstanden und verarbeitet scheint, kommt sie über falsch erklärte Gefühle und Schmerzen, über unangenehme Ängste zurück. DenkerInnen, die „anders“ denken, die nach nicht-dichotomen Erkenntnisweisen suchen, werden also ständig mit dem Leben, Fühlen, Denken, Handeln beschäftigt sein, ohne irgendein grundsätzlich, für immer von sich abzugrenzen, um ihre Wahrnehmung für Möglichkeiten nicht dichotom-herrschaftlichen Denkens in Geschichte und Gegenwart zu schärfen bzw. solche Möglichkeiten intuitiv zu vernehmen.

## Literatur:

- Bergmann, Anna: Die verhätete Sexualität. Die Anfänge der modernen Geburtenkontrolle, Hamburg 1992.
- Böhme, Hartmut: Natur und Subjekt, Frankfurt am Main 1988.
- Braun, Christina von: Nichtlich. Logik, Lüge, Libido, Frankfurt am Main 1988.
- Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde., Frankfurt am Main 1988.
- Ernst, Werner W.: Legitimationswandel und Revolution, Berlin 1986.
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt am Main 1977.
- Fox-Keller Evelyn: Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft? München-Wien 1986.
- Göthner Abendroth, Heide: Das Patriarchat II.1. Stammesgesellschaften in Ostasien, Ozeanien, Amerika, Stuttgart-Berlin-Köln 1991.
- Heinsohn, Gunnar/Steiger, Otto: Die Vernichtung der weisen Frauen. Hexenverfolgung, Kinderwelten, Menschenproduktion, Bevölkerungswissenschaft, München 1987.
- Merchant, Carolyn: Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft, München 1987.
- Theweleit, Klaus: Männerphantasien, 2 Bde., Reinbek bei Hamburg 1980.
- Weber-Schäfer, Peter: Einführung in die antike politische Theorie, 1. Teil: Die Frühzeit, Darmstadt 1976.
- Werthof, Claudia von: Männliche Natur und Künstliches Geschlecht. Texte zu Erkenntnis- und Krisen der Moderne, Wien 1991.

# WIRD DIE BIOLOGIE ZUR LEITWISSENSCHAFT DES 20. JAHRHUNDERTS?

## Anmerkungen zur Übertragbarkeit wissenschaftlicher Modelle

### Ausgangssituation

Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts, schreibt Heinz von Foerster in seinen „Bemerkungen zu einer Epistemologie des Lebendigen“<sup>1)</sup>, sahen sich Physiker und Kosmologen gezwungen, die grundlegenden Begriffe zu revidieren, die für die Naturwissenschaft bestimmend gewesen waren. Im letzten Viertel dieses Jahrhunderts werden Biologen eine Revision aller Grundbegriffe erzwingen, die für die Wissenschaft schlechthin bestimmend sind. Utilitarischer drückt Frederic Vester es aus: Der Mensch müsse in Anbetracht der von ihm selbst verursachten Umweltkatastrophen für sein zukünftiges technisches und wirtschaftliches Handeln von der Biosphäre lernen, von jener Firma, die seit vier Milliarden Jahren nicht Pleite gemacht hat<sup>2)</sup>. Fritjof Capra, dem es ursprünglich um den Nachweis von Erkenntnisparallelen zwischen östlicher Mystik und moderner Physik ging, argumentiert neuerdings, daß die Theorie lebender Systeme, wie sie von den beiden chilenischen Biologen Humberto Maturana und Francisco Varela entwickelt wurde, den *wissenschaftlichen* Rahmen ganzheitlichen Denkens darstelle, daß die von ihnen entwickelten Modellvorstellungen auf soziale und ökologische Systeme übertragbar seien<sup>3)</sup>. Und tatsächlich beeilen sich Wissenschaftler verschiedener Disziplinen nachzuweisen, daß auch Firmen und Industriezweige, Schulen und Universitäten, Krankenhäuser, Berufsverbände, Ministerien, ja ganze Länder nach den Prinzipien funktionieren, wie sie für autopoietische, sich selbst organisierende Systeme charakteristisch seien<sup>4)</sup>. Der Mensch selbst stelle eine autopoietische Maschine dar, selbstreferentiell, homöostatisch, autonom, strukturdeterminiert und geschlossen<sup>5)</sup>. Zweifellos werden wissenschaftliche Modelle, die Phänomene wie Chaos und Zufall, Irreversibilität und Selbstorganisation berücksichtigen, der Komplexität und Dynamik realen Geschehens in Natur und Gesellschaft eher gerecht als Modelle, in denen solche Phänomene bislang keine Rolle spielten. Indem Wissenschaftler auflören, etwas zu leugnen, nähern sie sich der menschlichen Alltagserfahrung an<sup>13)</sup>. Und das gilt nicht nur für die Biologie lebender Systeme, sondern für Naturphänomene schlechthin, etwa für Wolkenbildungen und Wetteränderungen. Hermann Haken kann deshalb, mit der gebotenen Vorsicht zwar, aber durchaus folgerichtig, formulieren, daß eine Wis-

senschaft vom selbstorganisierten Verhalten sich auf ganz verschiedene Disziplinen, wie etwa Physik, Chemie, Biologie, aber auch Soziologie und Ökonomie, erstreckt<sup>10)</sup>. Eher scheint die alte Frontstellung zwischen der Physik, die sich mit toter Materie beschäftigt, und der Biologie, die lebende Systeme zu ihrem Gegenstand hat, hinfällig, als daß der Biologie Priorität bei der Konstruktion des neuen wissenschaftlichen Weltbildes zukäme, wie Heinz von Foerster vermutet, eine Frontstellung zudem, die ohnehin nicht von allen Physikern uneingeschränkt geteilt wurde, nicht von Schrödinger und nicht von Bohr. Für Manfred Eigen zum Beispiel gibt es seit der Entschlüsselung der DNS-Struktur keinen scharfen Punkt mehr, vor dem alles unbelebt und hinter dem alles belebt ist<sup>14)</sup>. Nicht daß ihnen eine spezifische Lebenskraft innewohnt, zeichne lebende Systeme aus, sondern die Prinzipien, nach denen sie sich organisieren. Maturana und Varela bezeichnen deshalb lebende Systeme auch als autopoietische Maschinen<sup>11)</sup>. Die sie steuernden Prinzipien sollen sich in anderen Systemen wiederfinden lassen<sup>4,5)</sup>.

### Erkenntnis als Konstruktion

Die Neigung zu verschleunigen und übertriebenen Verallgemeinerungen, warnt Alfred Whitehead<sup>15)</sup>, sei schon immer eines der Grundlaster der Wissenschaft gewesen. Nur allzu oft habe man einer Aussage, die innerhalb bestimmter Relevanzbereiche unzweifelhaft Gültigkeit beanspruchen konnte, universelle Wahrheit zugemessen. Den Vorgang, erfolgreiche Methoden und Modelle in den Rang unumstößlicher Glaubenssätze zu erheben, bezeichnet Heinz von Foerster als anthropomorphe Projektion<sup>1)</sup>. Besonders augenscheinlich trete dieser Sachverhalt zutage bei Dingen, denen wir Namen von Körperteilen geben, den Beinen eines Tisches zum Beispiel. Surrealistische Maler machen sich solche Ambivalenzen unserer kognitiven Prozesse zu nutze, indem sie sie mit semantisch korrekten Vorstellungen konfrontieren. Der Hinweis auf den anthropomorphen und projektiven Charakter wissenschaftlicher Aussagen, den Heinz von Foerster formuliert, lenkt die Aufmerksamkeit darauf, daß wir die Welt nicht sehen, wie sie „tatsächlich“ ist, sondern entsprechend den Bildern, die unser neurophysiologisches System erzeugt. Doch dieser Hinweis bedarf einer Ergänzung. Die Umwelt, in der wir leben, ist

nicht nur eine kognitive, sondern zugleich und, historisch gesehen, in immer stärkerem Ausmaß eine soziale Konstruktion, nicht nur Resultat kontemplativer Wahrnehmung, sondern aktiven Handelns, gesellschaftlicher Praxis. Wird dieser Aspekt, der im Zentrum sozialwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses steht, nicht berücksichtigt, so dürfte es schwerfallen, zum Beispiel zu erklären, warum die chinesische Wissenschaft die Akupunktur und die europäische das Chloroform entwickelt hat, und nicht umgekehrt<sup>16-18)</sup>. Ähnliches ließe sich gegen Ilya Prigogine einwenden. So eindringend seine Bemerkung ist, daß die Wissenschaftler lediglich aufhören, etwas zu leugnen, von dem ohnehin jeder wußte, so wenig vermag sie, diesen Sachverhalt zu erklären. Warum hören sie auf? Warum haben sie gerade jetzt Erfolg damit? Und zwar bislang weniger in ihren eigenen Fachwissenschaften als im disziplinübergreifenden Diskurs?

Üblicherweise werden neue Erkenntnisse einem wissenschaftlichen Fortschritt zugeschrieben, der sich weitgehend autonom und unaufhaltsam seine Bahn bricht. Er sorgt dafür, daß unser Wissen von der Welt nach und nach in immer vollkommenerer Übereinstimmung gebracht wird mit der Realität dieser Welt, gleichsam ein immer getreueres Abbild von ihr zeichnend. Heinz von Foersters Hinweis auf den anthropomorphen und projektiven Charakter wissenschaftlicher Aussagen jedoch sollte zu denken geben. Und war die Natur nicht immer schon ein Geflecht aus vielfältigen und dynamisch miteinander vernetzten Teilsystemen? Autopoietisch und irreversibel in ihrer Entwicklungsdynamik? Warum hat die Wissenschaft zu Newtons Zeiten das gelehnt?

In dieser nicht nur erkenntnistheoretisch noch weitgehend offenen Situation nimmt die Theorie des chilenischen Biologen Humberto Maturana aus zwei Gründen einen zentralen Stellenwert ein. Wie in einem Brennspiegel bündeln sich in ihr zwei Trends gegenwärtiger Wissenschaftsentwicklung, ein eher substanzwissenschaftlicher, naturwissenschaftlicher im üblichen Sinn und ein erkenntnistheoretischer. Zum einen, auf der substanzwissenschaftlichen Ebene, werden lebende Systeme als physikalische autopoietische Maschinen definiert, als Maschinen, die in sich Materie auf eine Weise umwandeln, daß das Produkt ihrer Operation ihre eigene Organisation ist. Entscheidend hieran ist, daß ein lebendes System durch seine Organisation und die durch sie bestimmte Verhaltensdynamik hinreichend beschrieben werden kann. Es werden keinerlei Kräfte oder Prinzipien herangezogen, die sich nicht im physikalischen Universum finden lassen. Parallelen zu Modellen der Synergetik<sup>6)</sup>, der dissipativen Strukturen<sup>7,8)</sup> oder der informations- und symbolverarbeitenden Maschinen, etwa bei Ashby<sup>19)</sup>, sind unverkennbar, wenngleich Maturana in Gesprächen immer wieder Abgrenzungen vornimmt<sup>9)</sup>.

Zum anderen, auf epistemologischer Ebene, wird Wahrnehmung als Konstruktionsprozeß beschrieben. Kognition sei durch die Art und Weise determiniert, in der ein lebendes System seine Autopoiesis verwirklicht. Wahrnehmung könne deshalb nicht als Repräsentation von Eigenschaften eines äußeren Objektes im Nervensystem aufgefaßt werden. Der Akt der Wahrnehmung spiegle nicht so sehr die Merkmale der Umwelt, sondern vielmehr die anatomische und funktionale Organisation des Nervensystems in seinen Interaktionen. Realität werde durch die kognitiven Operationen des Beobachters erzeugt. Das, was sich als Resultat aus einer solchen Operation ergibt, ist ein Gegenstand mit den Eigenschaften, die durch eben jene

Operation ins Leben gerufen werden, und kein bloßes Abbild eines an sich seienden Objekts.

Unterschiedliche autopoietische Systeme erzeugen unterschiedliche Wahrheiten. Die Unterschiede erschöpfen sich nicht darin, daß ein und dieselbe objektive Realität bloß in verschiedener Weise interpretiert wird. Vielmehr leben unterschiedliche autopoietische Systeme in unterschiedlichen kognitiven Wirklichkeiten. Deshalb könne auch keinem ein privilegierterer Zugang zu einer objektiven Realität zugesprochen werden als einem anderen. Diese neurophysiologisch begründete Auffassung, es gebe nur relative, keine absoluten Wahrheiten, wurde nun, meines Erachtens etwas vorschnell und ohne die erforderlichen Vermittlungsschritte, auf andere Bereiche übertragen, auf Kulturen und gesellschaftliche Subsysteme. Auch die Wissenschaft gehört dazu. Ihr epistemologisches Selbstverständnis besteht nach Ansicht Maturanas darin, daß viele ihrer Aussagen, die sich in Wirklichkeit nur auf den engen Bereich des wissenschaftlichen Diskurses beziehen, unter der Hand einer Realität zugeschrieben werden, die ontologisch objektiv und unabhängig von diesem Diskurs sein soll. Selbst wenn diese Aussage richtig ist, und es gibt durchaus Argumente dafür<sup>20,21)</sup>, so läßt sie sich doch nicht unmittelbar aus einer biologischen Epistemologie ableiten.

Der Mensch ist nicht nur ein biologisches Wesen, sondern zugleich auch ein soziales. In seiner Wirklichkeit fokussiert sich sie Gesamtheit der gesellschaftlichen Verhältnisse<sup>22)</sup>. Das impliziert erkenntnistheoretische Probleme, die sich nicht mit den Mitteln einer biologischen Epistemologie allein bearbeiten lassen, so wichtig deren Beiträge auch sind. Nicht das Subjekt, nicht das Objekt, sondern das beides Umgreifende, die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, konstituiert Erkenntnis<sup>23)</sup>. Unter anderem bringt sie die biologische Epistemologie zu einem bestimmten sozialhistorischen Zeitpunkt überhaupt erst hervor. In ihr sind Prinzipien formuliert, die ihren Ursprung woanders haben, in Kybernetik und Computerwissenschaft. Sie werden in die Biologie übertragen, mit ihnen werden Naturphänomene erklärt. Biologie, schreibt Georg Canguilhem, sei heute weder ohne Mechanik noch ohne Computer möglich. Die Erkenntnis des Lebens hänge von Automaten ab. Sie seien Instrument und Vorbild zugleich<sup>37)</sup>. Die Modelle, die mit ihrer Hilfe konstruiert werden, erscheinen dann als aus der Natur abgeleitet. Tatsächlich findet eine Übertragung und Rückübertragung statt.

## Natur als Projektion

Jeremy Rifkin<sup>24)</sup> hat diesen Sachverhalt als Säkularisierung Whitehead'scher Prozessphilosophie gedeutet. Die neuen Modelle lebender Systeme seien das funktionale Gegenstück zu Whiteheads Begriff „subjektive Zielsetzung“. Eine metaphysische Einsicht werde zum technologischen Schema. Whiteheads Spekulationen über die Wirkung des Geistes in der Natur werden, so Rifkin, in quantifizierbaren Größen reformuliert und alle vitalistischen und spirituellen Begriffe durch technologische Verhaltensdefinitionen ersetzt. Die Übersetzung komplexer metaphysischer Gedankengebäude in rechenbare technologische Schemata macht natürlich nur dann Sinn, wenn Maschinen zur Verfügung stehen, auf denen sie implementierbar sind. Erst sie können aus Metaphysik handfeste Wissenschaft machen. Bemühungen in dieser Richtung rei-

chen zurück bis auf Gotthard Günthers Versuche, die Hegelsche Logik in eine operationale, mehrwertige Form überzuführen<sup>25)</sup>. Sie durchziehen verschiedene Wissenschaftsdisziplinen. Selbst in Fällen, in denen sie, im Sinne unmittelbarer technologischer Umsetzbarkeit, bislang noch nicht erfolgreich waren, dürften sie die neuen Theorien und Modelle entscheidend und in nicht-zufälliger Weise mitgeprägt haben. An institutionellen Voraussetzungen sei das von Heinz von Foerster geleitete Biological Computer Laboratory in Urbana erwähnt. Hier hat über nahezu zwanzig Jahre hinweg eine sehr intensive Kooperation zwischen Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen stattgefunden, vor allem auch zwischen Computerwissenschaftlern, Philosophen und Biologen<sup>26)</sup> wie von Foerster, Maturana, Günther, Ashby und Lofgren. „Dort erforschten wir die Gesetze des Rechnens in lebenden Organismen. Probleme der Kognition, der Selbstreparatur und Selbstorganisation führten uns von Untersuchungen der Struktur geordneter Zellaggregate zur Analyse symbolischer Repräsentationen. Dabei habe ich gelernt, daß wir das einzelne Element nicht verstehen, wenn wir es nicht als Teil eines großartigen Ganzen sehen“, erinnert sich Heinz von Foerster<sup>1)</sup>.

All diese Berührungen waren eingebettet in Veränderungstendenzen der Gesellschaft, in eine immer enger werdende Vernetzung gesellschaftlicher Teilsysteme und einen immer intensiveren Zugriff auf Naturvorgänge. Beides kulminierte schließlich in der ökologischen Krise und förderte eine völlig neue Sichtweise des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft heraus. Immer deutlicher trat zutage, daß wir es nicht mit einer Natur an sich, sondern mit einer gesellschaftlich geformten Natur zu tun haben<sup>27)</sup>. Es ist diese gesellschaftliche Natur, die durch den Menschen selbst konstruierte Umwelt, die im Verlauf der Geschichte komplexer geworden ist. Der Mensch hat Vernetzungen geschaffen von einer Dichte und Intensität, die ein höheres Maß an Sensibilität und Antizipation erforderlich macht als jemals zuvor. Natur und Gesellschaft sind nicht länger trennbar, auch gedanklich nicht. Computertechnologien eröffnen neue Verfahren zur Organisation menschlicher Lebenswelten. Sie kamen gerade noch rechtzeitig, schreibt Joseph Weizenbaum<sup>28)</sup>, um die gesellschaftlichen Strukturen zu stabilisieren, die aufgrund zunehmender Komplexität ins Wanken zu geraten drohten. Sie erzeugen zugleich ein neues Weltbild, eine zeitgemäße Projektion gesellschaftlicher Verhältnisse in die Natur. Aus den punktuellen, werkzeugvermittelten Kontakten mit der Natur, aus jenem kleinen Ausschnitt von ihr, leitet der Mensch ein umfassendes Naturbild ab, eine Vorstellung von der Natur schlechthin, und diese, seine eigene Schöpfung, überträgt er zurück auf sich und die Gesellschaft. Das war schon immer so. Neu ist, daß er nun beginnt, sich die Natur wie einen Computer vorzustellen, kybernetisch. Für das im Entstehen begriffene Bild einer sich selbst korrigierenden dynamischen Kreisförmigkeit<sup>2)</sup> beginnt der Unterschied zwischen Ursache und Wirkung zu verschwimmen. In einer komplexer werdenden Welt muß die Vorstellung aufgegeben werden, daß ein isoliertes Ereignis zu einem anderen isolierten Ereignis führt. Die neuen Theorien und Modelle bringen, wie andere Naturbegriffe zuvor, neue Formen der Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur, seines Stoffwechsels mit ihr, zum Ausdruck. Die Komplexität und Dynamik, die sie versuchen einzufangen, die Formen ihrer Bearbeitung, sind menschgemacht, sind menschvermittelt.

Wir erzeugen die Welt um uns her nicht nur in einem neurophysiologischen, sondern, so wäre Maturana zu ergänzen, in einem sozialen Sinn, in einem Konstruktionsprozeß. Heute erzeugen

wir sie immer perfekter als Maschine, als komplex strukturiertes, in seinen Teillelementen vielfältig untereinander vernetztes dynamisches System. In ihm, als historischem Projekt, werden spekulative und praktische Vernunft zunehmend zur Deckung gebracht<sup>15)</sup>. Die technologische Formation<sup>28)</sup> schickt sich an, global zu werden. Sie erzeugt, zivilisierend und einheitsstiftend, die Weltgesellschaft. Entsprechend komponiert sind die Bilder, die wir uns von der Welt, von der Natur machen. Um das zu erkennen, muß man nicht unbedingt Sozialwissenschaftler sein. Der Architekt Frei Otto<sup>29)</sup> zum Beispiel hat darauf hingewiesen, daß wir die Konstruktionsprinzipien unserer Technologien nicht der Natur abgeschaut haben, sondern daß es eher umgekehrt ist. Wir finden in der Natur immer genau jene Baupläne, die wir zuvor in unseren Technologien realisiert haben. Wir übertragen, mehr unbewußt als bewußt, unsere Konstruktionsprinzipien in die Natur. Und in einem zweiten Schritt übertragen wir diese Deutung zurück auf unsere Gesellschaft, „erkennen“ sie in den technologischen Konstruktionsprinzipien ebenso wieder wie in den sozialen Organisationsprinzipien. Diese gelten dann als durch die Natur selbst legitimiert. Weil wir Maschinen, mit anderen Worten: dynamische Systeme, bauen, können wir die Natur als System und lebende Systeme als autopoietische Maschinen interpretieren. Und schließlich „entdecken“ wir, daß auch Firmen und Industriezweige, Schulen und Universitäten, Krankenhäuser, Berufsverbände, ja ganze Länder nach diesen Prinzipien funktionieren.

## Technik als Theorieregulativ

War das 18. Jahrhundert vom Problem des Staates beherrscht, das 19. Jahrhundert vom Problem der Gesellschaft, so steht in unserem Jahrhundert das Problem der Natur auf der Tagesordnung, Natur als sozialhistorisches Konstrukt. Die Geschichte der Natur wird zur menschlichen Geschichte, im Positiven wie im Negativen. Im Naturproblem finden Originalität und Interessen unseres Jahrhunderts ihren Ausdruck<sup>27)</sup>. Eine solche Entwicklung aber ist an Voraussetzungen geknüpft. Denn die Menschheit stellt sich auf Dauer nur solche Aufgaben, die sie auch lösen kann. Eine dieser Voraussetzungen findet sich im veränderten Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft. Wissenschaft und gesellschaftliche Praxis werden, über Technologie vermittelt, immer unmittelbarer aufeinander bezogen. Wissenschaft wird zweckorientierter, praktische Zwecke unterliegen zunehmend wissenschaftlicher Reflexion. Diese Tendenz gilt gleichermaßen für die Sozial- und die Naturwissenschaften. Für die Naturwissenschaften wird diese Entwicklung verschiedentlich als Trend zur Finalisierung bezeichnet<sup>30)</sup>. Der Druck, die gesellschaftliche Relevanz wissenschaftlicher Erkenntnisbemühungen legitimieren zu müssen, löst in den Naturwissenschaften einen Selbstreflexionsprozeß aus, einen Prozeß, in dem externe Zwecksetzungen gegenüber der Wissenschaft schließlich zum Entwicklungsfaden der Theorie werden. So läßt sich beobachten, um ein Beispiel zu nennen, wie ökologische und soziale Folgen einzelner Technologien immer stärker zu Entscheidungsregulativen der Wissenschaftspraxis und ihrer Theorie werden<sup>31,32)</sup>. Ähnliches läßt sich in den Sozialwissenschaften beobachten. Hier ist die Aktionsforschung zu einem zentralen Paradigma geworden. Interpretative Verfahren und Diskursorientierung sollen zudem die Subjekt-Objekt-Trennung zwischen Forscher und Beforschten auflösen. Forschung

greift aktiv in die soziale Wirklichkeit ein. Forschung und praktische Veränderungen gehen ineinander über.

Die Aufgaben, die sich der Wissenschaft stellen, resultieren aus der gesellschaftlichen Praxis. Zu einem wesentlichen Teil sind sie Ergebnis der zunehmenden Vernetzung gesellschaftlich-natürlicher Subsysteme und ihrer weiteren Intensivierung, ein Trend, der nicht nur in der Sprache der Wissenschaft formuliert wird. Er findet seinen Niederschlag ebenso in den neuen, fernöstlich inspirierten Ganzheitsmythen des New Age, des Wassermannzeitalters. Die Überführung der kontemplativen Einsicht, daß alles mit allem zusammenhänge, in eine operationale Handlungsanweisung ist an zwei Voraussetzungen gebunden. Zum einen setzt sie voraus die Verfeinerung des mathematischen Instrumentariums, die Entwicklung nicht-linearer Methoden<sup>33,34</sup>, zum anderen die Möglichkeit, sie auf Maschinen zu implementieren, um sie berechnen zu lassen. Dem Mathematiker und Meteorologen Edward Lorenz, der mit seinen Berechnungen die moderne Chaosforschung einleitete, stand immerhin ein Royal McBee zur Verfügung. Die wissenschaftlichen Arbeiten Poincarés, der über einen solchen Computer noch nicht verfügte, wurden zwar zum Ausgangspunkt mathematischer Theorien, blieben aber in ihren praktischen Auswirkungen und Folgen doch sehr beschränkt. Auch die Erkenntnisse des Mathematikers Gaston Julia gerieten alsbald wieder aus dem Blickfeld der Forschung. Erst Benoit Mandelbrot konnte sie zu einer weithin beachteten Theorie über die fraktale Geometrie der Natur ausbauen. Er konnte immerhin auf die Rechnerkapazität des IBM-Forschungszentrums in New York zurückgreifen. Sowohl die merkwürdigen Attraktoren des Edward Lorenz als auch die bunten Fraktale des Benoit Mandelbrot, ausgedruckt vom Computer, dürften unser Wahrnehmungsvermögen nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in ästhetischer Hinsicht beeinflussen<sup>35,36</sup>.

## Resultat

Fassen wir zusammen: Insoweit die Biologie lebender Systeme sich komplexerer Erklärungsmuster und Modelle bedient als die klassische Mechanik Newtonscher Prägung, kann sie durchaus zum Leitbild und Symbolträger wissenschaftlichen Selbstverständnisses im ausgehenden 20. Jahrhundert werden. Viele Anzeichen sprechen dafür. Dennoch liegt dieser Deutung ein epistemologisches Selbstmißverständnis zugrunde. Die Prinzipien, nach denen die neuen, komplexeren Modelle konstruiert werden, haben ihren Grund nicht in der angeblich erst jetzt entdeckten Komplexität ihres Objektbereiches, der belebten (und unbelebten) Natur, sondern in dem komplexer geworden Stoffwechselprozeß des Menschen mit der Natur, also einem gesellschaftlichen Sachverhalt. Er läßt sich als soziale Konstruktion der Realität bezeichnen. Auf der Basis dieses durch Technologie vermittelten Prozesses entwirft der Mensch sich ein neues Bild von der Natur, eine Projektion, die sich auch in anderen Wissenschaften, etwa der Physik oder Chemie, wiederfinden läßt. Dieser Vorgang läßt sich als Übertragung bezeichnen. Wird dieses Bild der Natur (oder Ausschnitte davon), etwa in Form biologischer Erklärungsmuster und Modelle, zur Erklärung sozialer Phänomene verwendet, so handelt es sich hierbei tatsächlich um eine Rückübertragung.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Zeitschrift „Naturwissenschaften“.

## Anmerkungen:

- 1 von Foerster, H.: Sicht und Einsicht. Versuche zu einer operativen Erkenntnistheorie. Braunschweig-Wiesbaden: Vieweg 1985
- 2 von Foerster, H.: Neuland des Denkens. Vom technokratischen zum kybernetischen Zeitalter. München: dtv 1984
- 3 Capra, F.: Systemdenken in der Naturwissenschaft als Grundlage ökologischer Ethik. Vortrag an der Universität Innsbruck (11.6.1985)
- 4 Beer, S.: Vorwort (in 11)
- 5 Schmidt, S.: Einladung, Maturana zu lesen (in 11)
- 6 Haken, H.: Synergetik. Niedergleichgewichts- Phasenübergänge und Selbstorganisation in Physik, Chemie und Biologie. Berlin-Heidelberg-New York: Springer 1983
- 7 Prigogine, I.: Vom Sein zum Werden. Zeit und Komplexität in den Naturwissenschaften. München-Zürich: Piper 1985
- 8 Nicolis, G., Prigogine, I.: Die Erforschung des Komplexen. Auf dem Weg zu einem neuen Verständnis der Naturwissenschaften. München-Zürich: Piper 1987
- 9 Maturana, H.: Biologische Erkenntnistheorie und Systemtheorie. Ein Gespräch mit V. Ricqas und C. Vetter (Universität Bielefeld 1986)
- 10 Haken, H.: Erfolgsgeschichte der Natur. Synergetik: Die Lehre vom Zusammenwirken. Frankfurt-Berlin-Wien: Ullstein 1984
- 11 Maturana, H.: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie. Braunschweig-Wiesbaden: Vieweg 1985
- 12 Maturana, H., Varela, F.: Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern-München-Wien: Scheiz 1987
- 13 Prigogine, I., Stengers, I.: Dialog mit der Natur. Neue Wege naturwissenschaftlichen Denkens. München-Zürich: Piper 1983
- 14 Freiberg, D.: Evolution im Reagenzglas. Die Zeit 18,60 (1982)
- 15 Whitehead, A.N.: Die Funktion der Vernunft. Stuttgart: Reclam 1974
- 16 Rifkin, J.: Kritik der reinen Unvernunft. Reinbek: Rowohlt 1974
- 17 Needham, J.: Wissenschaftlicher Universalismus. Über Bedeutung und Besonderheit der chinesischen Wissenschaft. Frankfurt: Suhrkamp 1979
- 18 Bernal, J.D.: Wissenschaft Science in History (4 Bände) Reinbek: Rowohlt 1970
- 19 Ashby, W. R.: Einführung in die Kybernetik. Frankfurt: Suhrkamp 1974
- 20 Feyereabend, P.: Wider den Methodenzwang. Frankfurt: Suhrkamp 1983
- 21 Ziman, J.: Wie zuverlässig ist die wissenschaftliche Erkenntnis? Braunschweig-Wiesbaden: Vieweg 1982
- 22 Marx, K.: Thesen über Feuerbach, in: MEW 3. Berlin: Dietz 1962
- 23 Berger, P.L., Luckmann, T.: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt: Fischer 1977
- 24 Rifkin, J.: Genesis zwei. Biotechnik-Schöpfung nach Maß. Reinbek: Rowohlt 1986
- 25 Günther, G.: Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik (3 Bände). Hamburg: Meiner 1976, 1979, 1980
- 26 Wilson, K.L.(ed): The Collected Works of the Biological Computer Laboratory. Urbana: Univ. of Illinois 1976
- 27 Moscovici, S.: Versuch über die menschliche Geschichte der Natur. Frankfurt: Suhrkamp 1984
- 28 Hülsmann, H.: Die technologische Formation. Berlin: Europäische Perspektiven 1985
- 29 Otto F.: Natürliche Konstruktionen. Formen und Strukturen in Natur und Technik und Prozesse ihrer Entstehung Stuttgart: DVA 1982
- 30 Böhme, G., van den Daele, W., Krohn, W.: Die Pluralisierung der Wissenschaft. ZFS 2,128 (1973)
- 31 de Solfa-Price, D.J.: Little Science, Big Science. Von der Studierstube zur Großforschung. Frankfurt: Suhrkamp 1974
- 32 Kreibich, R.: Die Wissenschaftsgesellschaft. Von Galilei zur High-Tech-Revolution. Frankfurt: Suhrkamp 1986
- 33 Martens, B.: Differentialgleichungen und dynamische Systeme in den Sozialwissenschaften. Stabilität, Katastrophen und Komplexität dynamischer Modelle. München: Profil 1984
- 34 Kutzmana, E.: Was kann Mathematik? Soziale Aspekte einer Wissenschaft. Klagenfurter Beiträge zur Technikdiskussion 18 (1987)
- 35 Jürgen, H.: Fraktale, die wunderbare Sprache der Mathematik. Vortrag an der Universität Klagenfurt (20. 1. 1989)
- 36 Mandelbrot, B. B.: Die fraktale Geometrie der Natur. Basel-Boston: Birkhäuser 1987
- 37 Cangüilhem, G.: Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Frankfurt: Suhrkamp 1979

## Call It Anything - Musik zum Abheben

Ein neues Label, wo die Ghettoisierung der Musik aufgehoben zu sein scheint.

Vor nicht allzulanger Zeit hat die Kölnerin Vera Brandes das neue Musiklabel „*Call It Anything*“ ins Leben gerufen. Stilvielfalt und Freiräume – dies sind die tragenden Schlagworte – „*Call It Anything, a way of thinking*“, wie es der Verlag selbst definiert.

„*Call It Anything*“ sollte eben mehr sein als nur reiner Produktname, sondern sehr wohl auch als Aufforderung verstanden werden. Eine Aufforderung, etwas zu tun, was heute in der Musik (bzw. vor allem in der Auseinandersetzung mit der Musik) leider fast wichtiger geworden ist als die Musik selbst. Und das wäre? Ganz einfach: Immer und überall gibt es einen obligatorischen Sterapel, der allem und jedem aufgedrückt wird. Egal was, wer oder wie etwas gemacht wird, irgendwo gibt es eine Schublade, in die es hineinpassen muß.

Genau diesem Prozess versucht man bei *Call It Anything* entgegenzuwirken. Abzugehen von der Kategorisierung der Musik, heißt die Devise.

Andererseits muß jedem natürlich klar sein, daß dieses „Einordnen“ gewissermaßen auch seine Nützlichkeit hat. Bei der Überschwemmung des Musikmarktes! Viele MusikerInnen kommen ja kaum noch über den Insider-Status hinaus. Angenommen wird meist nur, wer einen Hit vorzuweisen hat. Wer findet sich da noch zurecht?

Zumindest weiß man jetzt, daß bei *Call It Anything* ziemlich viel interessantes zu finden ist. *Call It Anything* ist keine neue Musikrichtung (!) aber es geht um *anything*, um alles, was für die Musik, für die MusikerInnen, für die ZuhörerInnen eigentlich das Wesentliche sein sollte: Ideen, Freiräume, Spaß, Phantasie, Individualität, und nicht zuletzt vor allem ums Zuhören! Vera Brandes hat jedenfalls ein paar heiße Eisen im Feuer.

Und welchen Spaß das machen kann, wenn jungen KünstlerInnen Freiräume eingeräumt werden, davon kann sich jetzt jede/r selbst überzeugen. Allen, die sich einen kleinen Überblick über die Stilvielfalt des (noch) kleinen Angebots machen möchten, sei der Sampler „*Call It Anything*“ empfohlen. Wer gleich aufs Ganze gehen will, wird wohl an „*Different Places*“ kaum vorbeikommen. Für Überraschungen wird keine Haftung übernommen!



### Call It Anything (campaign)

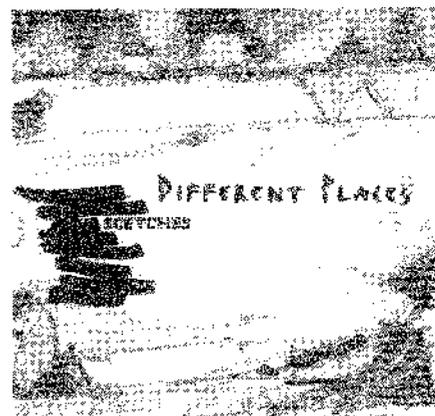
Variety Artists (any/vBr 2100 2)

Der randvoll gefüllte Sampler (72') *Call It Anything* präsentiert schräg bis wilde *Anything* Musik: Crossover vom feinsten. Ausschließlich Werke von deutschen Gruppen (insges. 9 verschiedene) zeigen,

wie modern Musik (auch die aus deutschen Ländern) klingen kann. Das Spektrum reicht von VICTORY OF THE BETTER MAN über SWIM TWO BIRDS zu EXPO'S JAZZ & JOY bis zu den bereits bekannteren OBST OBSCURE und den JUNGLE PILOTS. SCETCHES, A TEAM, BROTHER VIRUS und ASSOCIATION URBANETIQUE sind ebenfalls mit von der Partie.

Schräge Töne beherrschen die Szene, Innovationen, Experimente am laufenden Band. Oftmals in einem Wahnsinnstempo. Rush-hour in New York, mit Massenstau und Gehupe. Scharfe Bläser oder peitschende Gitarren, quietschende, wichernde Trompeterstöße. Marke: *PengDubisittot*. Rap, Hip Hop, Reggaeaufpfer, Pop, very groovy, jazzy, cool und sehr sehr freeeeeeee.

Musik abseits der Radioweichspülerprogramme, der man das Publikumsinteresse nur wünschen kann.



### SCETCHES

„*Different Places*“ (any/vBr 2102 2)

Die Musik machen wir, wie sie uns gefällt! Dies dürfte wohl die musikalische Maxime der jungen Aachener Formation SCETCHES sein. Getreu dem *Call It Anything*-Motto lassen sie sich nicht ohne weiteres in ein fixes Schema einordnen. Um den LeserInnen aber einigermaßen eine Vorstellung zu geben, was auf dem Debutalbum „*Different Places*“ zu finden ist, sei hier nur soviel gesagt: Nehmen wir einmal an, Miles Davis sei kurz vor seinem Abgang in Deutschland gewesen und hätte zufällig „*Different Places*“ zu hören gekriegt. Garantiert wäre bei ihm wohl der Speichel aus der Trompete getropft – vor Neid. Im Ernst, dieses Gefasle hat seinen guten Grund, denn ein Vergleich mit dem (seligen) elektrischen Miles drängt sich hier geradezu auf. Die fantastische Perkussionsarbeit der Rhythmusfraktion um Roland Peil (percussion), Elmar Federkeil (drums) und Werner Lauscher (bass), wirkt auch im irrwitzigsten instrumentellen „Durcheinander“ nie überladen. Die experimentellen Linien geben immer Sinn und Melodie. Auch wenn sich das Quartett vollends austobt, irgendwie entwickeln sich die Melodien wie von alleine: unverkrampft wie in *SOUND LO-TION*, oder *TRIBUTE*. Zufällig wie in *SOUND OF WHALES*, das vor allem durch seine Klangverfremdungen gefällt. In *SLOWTRACK* knallt der Baß so trocken durch die Gehörgänge, daß bei älteren Semestern wohl ein Totalausfall des Herzschrittmachers droht. Knackige Funk-Baß-Linien werden durch die schrillen Trompetenschocks von Christoph Tiz (trumpet, flügelhorn) unterbrochen und geschickt eingefärbt.

Die perfekte klangliche und musikalische Aufnahme läßt „*Different Places*“

in den schillerndsten Farben, und zwar ähnlich derer des Albumcovers leuchten. Das musikalische Feuerwerk das auf „*Different Places*“ abbrennt paßt jedenfalls in keinen Zylinder. So nebenbei rappt Marq Z. (vocals) in *SAU* was das Mundwerk hergibt, oder er singt in *HYPNOTIZED* so nonchalant als wäre er Rogie höchstpersönlich.

Spätestens wenn sich dann noch Werner Lauscher im wild-brachialen *BILD AN DER WAND* die Seele aus dem Leib schreit, muß jede/t wissen, daß man hier eine legendäre Aufnahme im Disk-player liegen hat. Wer es im Jahr 2000 immer schon gewusst haben will, darf dieses Album nicht versäumen.

Inzwischen befinden sich SCETCHES wieder im Studio, um neues Material einzuspielen. Sie werden es jedenfalls schwer haben, die musikalische Latte, die sie sich bereits mit dem Debütalbum so hoch gesetzt haben, wieder zu erreichen, geschweige denn zu überbieten. Oder vielleicht doch? *anything is possible ...* Percussionist und Schlagzeuger haben sich derweil jedenfalls geändert, und vielleicht vergeht uns ja bald wieder hören und sehen – auch, weil eine umfassende Livetournee in Vorbereitung ist.

## ERICH UND DAS POLK

„Immer Wieder“

Volksmusik aus dem Urgrund

Der Titel ist Programm: neue Musik, neue Gruppe, neues Glück. IMMER WIEDER. Für Bandleader Erich Schmeckenbecher und seine Gruppe das Polk scheint dies jedenfalls voll zuzutreffen. Mehr noch: „*Das alte Lied von irgendwelchen Chancen. Der alte Scheiß von Fleiß und Preis*“, besungen in *Freizeit* scheint sich doch irgendwie zu bewahren.

Schmeckenbecher? War das nicht... Ja genau, „der“ Schmeckenbecher von Zupfgeigenhansel. Mit Zupfgeigenhansel hatte sich Erich Schmeckenbecher bis zur Auflösung des Duos 1986, der „Bewahrung bzw. der Wiederentdeckung deutschen, als auch jiddischen Liedgutes“ gewidmet.

Dies waren seine Themen – damals. Der traditionellen Musik ist er aber – auch heute – nach wie vor treu geblieben. Stehengeblieben ist er allerdings nicht, denn jetzt spielt er den Polk.

Volkslied – Volksmusik modern – Polk. Die Entwicklung scheint logisch, und

das Ergebnis kann sich wirklich sehen bzw. hören lassen! Puristen sind sie keine. Und sie tun gut daran, sich diesen Hemmschuh nicht anzuziehen. Polka, Blues, Walzer, Rock, Cajun, Tex-Mex. Alles zusammengemixt, dreimal gut umgerührt, und fertig ist das explosive Gemisch, die „bastardisierte“ deutsche Volksmusik – der Polk eben.

Oberflächlich gesehen mögen jetzt wohl viele meinen, Erich & das Polk würden mit den deutschen (?) (Musik)Traditionen brechen. Falsch. Sie vermischen sie nur, getreu dem Motto: „*Ein bißchen kann sie stinken, aber schön muß sie sein!*“ (übrigens gibt es sie wohl auch gar nicht, die „reinrassige“ deutsche Musik).

Frech bedienen sie sich im Fundus der Geschichte. Zu Texten von Heinrich Heine, Frank Wedekind oder Fritz Graßhoff tönen lautstark und absolut tanzbar die Musik von Erich Schmeckenbecher, bzw. traditionelle Volksliedstücke (*Adele... Bin ein alter Orgelmann, Schön muß sie sein... Scheiße*).

Spielwitz und vor allem Spaß sind angesagt, wenn die Band loslegt. Die sprichwörtliche Post geht ab, da darf ruhig getanzt werden! Stimraung, Gaudimusik pur. Achtung! Um Mißverständnissen vorzu-



beugen: Erich & das Polk spielen *moderne* Volksmusik, *nicht* zu verwechseln mit dem heute üblich gewordenen volkstümlich-dümmlichen (Schlager)Gesust! Sie gehen dabei in etwa den Weg, den in Österreich Gruppen wie „Attwenger“, oder „Die verkochten Tiroler Knödel“ eingeschlagen haben. (Dies soll aber kein Vergleich sein!)

„Wir sind das Polk“ verkünden Ulli Begg (Akkordeon – Gesang), Egbert Fugger (Schlagzeug), Stefan Hiss (Gesang – Akkordeon), Michael Roth (Harmonicas – Slide Gitarre – Gesang), Erich

Schmeckenbecher (Mandoline – Gesang – Akkordeon), Volker Schuh (Bass), nicht ohne Stolz. Sie dürfen.

Die Volksmusik ist tot – die Zukunft ist der Polk. Es lebe die Polksmusik, nicht immer (wieder), aber immer öfter!

Der vorliegende Erstling wurde live bei Erich in Lorch-Unterkirneck eingespielt. Beziehen kann man ihn über den Eigenvertrieb c/o Tournee-Konzertbüro Hans Braun, An der Steige 35, D-7063 Weizheim-Eschlshalden, Tel. 07182-8901.



## KEZIAH JONES

„Blufunk Is A Fact!“ (Delabel)

Noch ein Erstlingswerk. Ein inzwischen international erfolgreiches noch dazu. Keziah Jones präsentiert: „Blufunk Is A Fact!“. *Blufunk* – ein Wortspiel: Blues und Funk.

Vom einfachen Straßenmusikantendasein (d.h. spielen für ein paar Knöpfe, ein Gulasch und ein Bier) ins internationale Musikgeschäft – so jedenfalls verkaufen es uns die PR-Strategen seiner Plattenfirma. Ob das nun der Wahrheit entspricht oder nicht sei dahingestellt. Es klingt jedenfalls am glaubhaftesten, wenn er in Songs mit spärlicher Instrumentierung hingebungsvoll und wie ein Besessener auf seiner Gitarre schrammelt. Das klingt manchmal hart, mal orientalisches, dann sehr popig, aber immer gut. Jedenfalls weiß und singt auch Jones: „*The wisdom behind the smile is called cash*“.

Er agierte bereits als Vorturner für Lenny Kravitz und als solcher stahl er diesem auf Tour schon mal die Show. Das ist auch kein Wunder, bei dem rasanten Tempo mit dem er die Saiten seiner Gitarre traktiert! Sollte blau die Farbe des Lebens sein, ist Blufunk lebendiger.

Alexander Larch

# UNICARAGUA

## Eine Initiative für nicaraguanische StudentInnen

Nicaragua-Solidarität? „Out of time“ werden vielleicht manche sagen; wir aber nicht, denn gerade seit dem Wechsel zur Chamorro-Regierung vor drei Jahren sind für die meisten NicaraguancInnen schwere Zeiten angebrochen. Nicaragua ist in einen nur mit Haiti vergleichbaren Zustand der Massenarmut zurückgefallen.

Worum geht es? Es gibt ein Projekt mit dem Namen UNICARAGUA. Dieses Projekt hat den Zweck, Jahresstipendien für bedürftige und engagierte StudentInnen in Nicaragua aufzutreiben. In Italien sind bereits 152 Stipendien aufgebracht worden. Die Südtiroler Hochschülerinnenschaft und das Dritte Welt Zentrum möchten nun ebenfalls für das laufende Studienjahr (in Nicaragua Februar – Dezember) ein Stipendium zur Verfügung stellen.

**Wir möchten deshalb alle zu einer geringfügigen Beteiligung aufrufen!**

**Bedenke: Auch Du kannst helfen! 10.000-20.000.- Lire sind wirklich nicht viel um einem gebeutelten Land zu helfen, wieder zu sich selbst zu kommen!**

Dieses Projekt wird von TERRA NUOVA, einer Partnerorganisation des Dritte Welt Zentrums, verwaltet, die eine Reihe von Solidaritätsprojekten in Nicaragua betreibt.

### UNICARAGUA

#### *Nicaragua heute*

Die Regierung von Chamorro, die seit 1990 an der Macht ist, hat sich die Reintegration Nicaraguas in den Weltmarkt zum Ziel gesetzt; dies mit Hilfe der USA, der westlichen Länder und einiger südamerikanischer Staaten. Diese Hilfe ist aber nicht umsonst, denn um sie zu erhalten hat die Regierung auf die nationale Souveränität verzichtet, um sich den Bedingungen des internationalen Kapitalismus zu unterwerfen. Unter anderem der Privatisierung, die zu Gunsten der Ex-Somozaner und der internationalen multinationalen Unternehmer geht. Diese Maßnahmen erzeugen einen künstlichen Reichtum, der die wahre Armut des Staates versteckt. Mit der Regierung Chamorro ist Nicaragua der ärmste Staat des amerikanischen Kontinents geworden; mit einem Einkommen pro Person, das niedriger ist, als das von Haiti.

Nie zuvor war der Klassenunterschied so tragisch. Die Reichen leben im Überfluß, die Armen haben keine Arbeit, wenig zu essen, kaum medizinische Versorgung. Seuchen sind ausgebro-



chen und die Kriminalität nimmt zu. Erschwerend hinzu kommt, daß die Regierung viele Entwicklungsprojekte abgebrochen hat.

#### *Die Ausbildung*

Die schulische und kulturelle Ausbildung war einer der wichtigsten Aspekte des sandinistischen Reformprojektes, das in der Kultur eine Voraussetzung für die Befreiung von Armut und Abhängigkeit schätzte.

Die Diktatur Somozas, Prokonsul der USA, konnte sich auch aufgrund des geringen Bildungsgrades der Bevölkerung halten. Auch Reagans Contras wußten das und brannten deshalb Schulen nieder und töteten Lehrer. Die Regierung Chamorro setzt diese Politik mit angeblich demokratischen Mitteln fort: Die Schulen sind privatisiert, die Gebühren erhöht und die Zuschüsse für die Universitäten stark gekürzt worden, sodaß immer weniger Menschen studieren können. Ebenfalls versucht man die ideologische Kontrolle zu übernehmen, indem Bücher verbrannt werden.

#### *Der Widerstand der Bevölkerung*

Die Bevölkerung Nicaraguas verteidigt sich aber: Die Bauern besetzen ihre Landgüter, weil die Regierung sie den früheren Besitzern aus dem Somoza-Clan zurückzugeben versucht. Auch die FabrikarbeiterInnen protestieren, damit ihre Fabriken nicht den Fremden von Somoza geschenkt werden. Wie zu Somozas Zeiten sind wieder StudentInnen die aktivsten: Besetzung der Uni, Massenveranstaltungen, Straßentheater, Besetzung eines Fernsehsenders. Ihnen ist es gelungen, die Regierung zu zwingen, ihre Rechte zu berücksichtigen. Doch die Regierung gibt nicht nach.

#### *Nicaraguas Hoffnung und Zukunft*

Seit der Sandinistischen Revolution ist Nicaragua ein wichtiger Bezugspunkt für die Völker Lateinamerikas und der „Dritten Welt“. Darum ist konkrete Solidarität mit Nicaragua so wichtig. Es wurde eine Initiative gestartet, um jene weiterstudieren zu lassen, die das Studium für die Teilnahme an Entwicklungsprojekten unterbrochen hatten. **U n i c a r a g u a** Eine Gruppe von europäischen ProfessorInnen, die mit nicaraguanischen Universitäten zusammenzuarbeiten, legte dieses Projekt als erste vor. Im Jahr 1990 haben dann Freunde von Nicaragua in Italien ein Projekt für Studienstipendien gestartet, das sich rasch entwickelt hat. Ähnlich ist es auch in Belgien.

## Wer erhält die Stipendien?

Die Stipendien erhalten Personen, die in Nicaragua studieren. Drei Bedingungen müssen dabei erfüllt werden: sozial oder politisch im Dienste der Zivilgesellschaft tätig sein; das eigene Studium nicht finanzieren können; sich verpflichten, zur Entwicklung Nicaraguas beizutragen und anderen zum Studium zu verhelfen. Weitere Kriterien sind folgende: Bevorzugt werden Frauen, ethnische Minderheiten, Behinderte, Studentinnen die lange Zeit für das Volk gearbeitet haben und solche, die weit entfernt von den Unistädten wohnen. Um das Stipendium weiterhin zu erhalten, muß man mit guten Leistungen studieren, mit Italien Briefkontakt halten, an den Tätigkeiten von Unicaragua teilnehmen und die internen Regeln einhalten.

## Wie funktioniert unser Projekt?

Die Auswahl der StipendienempfängerInnen und ihre Betreuung erfordert viel Arbeit. Verantwortlich dafür ist eine Gruppe von vertrauten Nicaraguanern, die sich im Jahr 1990 zu einer vom Parlament anerkannten „Stiftung Unicaragua-Managua“ zusammengeschlossen haben. Unicaragua-Italien arbeitet mit der nicht staatlichen Entwicklungsorganisation „Terra Nuova“ von Rom zusammen, die ihre berufliche Kompetenz, ihre Strukturen und ihre Dienstleistungen zur Verfügung stellt, um die bestmögliche Verbreitung und Verwaltung des Projektes zu gewährleisten.

## Die Teilnahme am Projekt

Man kann auf verschiedene Weise am Projekt teilnehmen:

- indem man ein komplette Studienbörse mit 100.000 Lire im Monat finanziert;
- indem man nur einen Teil finanziert: In diesem Fall wäre es angebracht sich mit anderen zu vereinigen, um eine Börse zu vervollständigen;
- indem man ab und zu eine Summe spendet, die für Verwaltungsspesen, für die Verbreitung des Projektes und zur Vervollständigung der Börsen verwendet wird;
- indem man zur Verbreitung des Projektes beiträgt;
- indem man neue Spender und Finanzierungen sucht.

Im Rahmen des Möglichen sollte man mindestens für drei oder mehr Jahre die Finanzierung übernehmen, um die StudentInnen nicht vor Beendigung des Studiums im Stich zu lassen. Alle Mitwirkenden werden regelmäßig über Nicaragua benachrichtigt, über den Stand des Projektes und über die Jahresbilanz. Sie werden auch zur jährlichen Versammlung eingeladen, bei der die wichtigsten Entscheidungen getroffen werden. Der Beitrag für UNICARAGUA ist von der Steuer absetzbar. Terra Nuova verpflichtet sich, eine Bestätigung für das Modell 740 (oder anderen entsprechenden) zum Abzug des Beitrages zu schicken.

## Praktische Anweisungen

Die SH und die Fachbibliothek Dritte Welt Bozen möchten gemeinsam ein Stipendium für das laufende Studienjahr übernehmen. Die SH muß also mindestens 600.000,- Lire an Spenden beibringen.

Jedes SH-Mitglied, jede/r *skolast*-Leserin, jede/r Interessierte sind herzlichst aufgerufen, ein Scherflein beizutragen, auch wenn es nur ein geringer Beitrag ist. In der nächsten Ausgabe des *skolast* veröffentlichen wir die Liste der SpenderInnen und stellen den/die Stipendienempfänger/in vor.

**Einzahlungen bitte auf das Konto 114000 der Südtiroler Landessparkasse Bozen Ag. 1, Kennwort „Nicaragua“ nicht vergessen!**

Wenn Du selbst (allein oder als Gruppe) ein Stipendium im Rahmen dieser Initiative übernehmen willst, schreibe einfach an:

UNICARAGUA  
c/o Terra Nuova  
v. Urbana 156  
00184 ROMA  
Tel. 06-485543 Fax 06-4747599

Die Überweisungen mit Begründung UNICARAGUA gehen dann, wenn möglich, auf das Postk. N.28257004 von Terra Nuova, contro per il volontariato, v. Urbana 156, 00185 Roma. Im Fall kann auch das k.k. N.3262713.01.70 der Banca Commerciale Italiana, Filiale 19, v. Napoleone III, 00185 Roma verwendet werden. Termine: in einer einzigen Rate (1.200.000 Lire) oder in vier Raten zu 300.000,- Lire (März, Juni, September, Dezember).

### Skolast 2/3, 1992

**„Man meint, man müßte sie grad alle katholisch machen können“**

### Tiroler Beiträge zum Kolonialismus

Anton Holzer/Benedikt Sauer (Hg.)

Um die Tiroler Verwicklungen im kolonialistischen Herrschaftssystem geht es in diesem Buch. Die Bild- und Textbeiträge stellen den Versuch dar, an einigen Stellen die Rückseite und die Schattenseiten der angeblich so glorreichen Tiroler Geschichtsmythologie auszuleuchten. Was zutage kommt, sind die Bruchstücke einer verdrängten Vergangenheit, einige jener kolonialistischen Fratzen, die uns trotz aller Abwehr von hinten anstarren.

**Für Mitglieder  
GRATIS im SH-Büro**

# Neuere Tendenzen der Wissenschaftstheorie in der Ökonomie

Die Wissenschaft, die in der Aufklärung noch von Philosophie und Theologie das Geschäft der 'Wahrheit' übernommen hatte, produziert heute nur mehr 'richtige' oder 'falsche' Theorien. Was an den Theorien 'richtig' oder 'falsch' sei, versucht man, unabhängig von den Auseinandersetzungen innerhalb der Wissenschaft selbst, durch wissenschaftstheoretische Kriterien zu beurteilen. Aber das Kriterium, nach dem Wissenschaft beurteilt werden soll, muß selber beurteilt werden können: Auch eine Wissenschaftstheorie ist der 'richtig/falsch'-Untersuchung unterworfen. Um einem infiniten Regreß der Begründungen zu entgehen, kam man auf den rettenden Schluß, die Geltung von Theorien auf das zu gründen, was die 'scientific community' für evident hält.

Wenn somit die ältere erkenntnistheoretische Vorstellung aufgegeben werden muß, es gebe „privilegierte Vorstellungen“, von denen aus der Wahrheitswert anderer Vorstellungen oder Aussagen kontrolliert werden könne<sup>1)</sup>, gibt es keine logisch positive Ordnung des Wissens mehr<sup>2)</sup>, sondern nur mehr eine Art von 'kommunikativer' Rechtfertigung, die keine Hoffnung legt „auf die Entdeckung einer immer schon bestehenden Grundlage, sondern bloße Hoffnung auf Übereinstimmung“.<sup>3)</sup>

Die 'scientific community' aber ist nicht nur ein um einen paradigmatischen Bereich (Kuhn'scher Provenienz oder um ein Lakatosch'sches „Forschungsprogramm“) gruppiertes heterodoxes Kollektiv, sondern auch im 'hard core' besteht zwischen 'gesichertem Grundbestand' und Neuerungen eine notorische Spannung. Tatsächlich kommen zwei Modi des Neuen vor: das 'interne Neue', das den 'core' ausdifferenziert, damit aber prinzipiell bestätigt, und das 'externe Neue', welches eigene paradigmatische Qualität hat. Jedes Neue birgt virtuell beide Modi in sich. Welchen Modus es dann aktualisieren kann, stellt sich jeweils heraus, und zwar durch das Procedere der Anerkennung durch die 'scientific community'.

Dabei kann die Anerkennung nicht nur 'konservativ' erfolgen, d.h. nicht nur als Zurechnung des 'internen Neuen'. Denn auch die neuen Paradigmata werden von niemand anderem als den 'members of the scientific community' bestätigt und verwendet, gleichsam durch Bifokation der Wissenschaftlerpopulation.

Nur wenn sie der 'scientific community' evident erscheinen, können die neuen die älteren Theorien ablösen. Insofern gehören die 'neueren Tendenzen' zwar bereits zur Wissenschaft; sie sind ihr heuristisch-innovatorisches Geschäft. Aber sie sind noch nicht die 'neue Wissenschaft', als die sie sich gerne bereits schon einmal behaupten möchten, sondern Vorspiel einer Wissenschaftskommunikation, die in der Evidenz von Übereinstimmung enden kann oder nicht.

Darin unterscheidet sich die Wissenschaft nicht von der Literatur, leitet R. Rorty eine neue wissenschaftstheoretische 'Erzählung' ein, die die allgemeine Form der 'Literaturkritik' annimmt.<sup>4)</sup> Die 'neuen Erzählungen' lassen sich dann einzig und allein in ihrer wissenschaftlichen Valenz behaupten, wenn sie überzeugen. Wenn die 'scientific community' in ihrem Jargon zu reden beginnt, haben sie überzeugt.

Dies ist der Punkt, um aus den wissenschaftstheoretischen

Aperçus auf die Ökonomie zu kommen. Der Jargon der Ökonomie ist heute neoklassisch geprägt.<sup>5)</sup> Folglich bemühen sich die 'neueren Tendenzen' um sprachliche Anknüpfung. Sie wollen – und das ist natürlich die redliche Anliegen eines jeden Autors – von der 'scientific community' 'verstanden' werden (je nach dem, welche der Tendenzen man bevorzugt: die neoklassische, neorickardianische, postkeynesianische, institutionalistische, neoinstitutionalistische etc.)<sup>6)</sup> Doch betreiben sie damit nur Anschlußgeschäfte innerhalb des Marktes, keine Produktinnovation. Sie verhalten sich so, als entdeckten sie immer neu eine immer schon bestehende Grundlage der Wissenschaft der Ökonomie, dabei tun sie nichts weiter, als ein bestehendes Vokabularium durch ausdifferenzierende Nuancen zu bestätigen. Das ist legitim, aber bringt nicht 'Neues'.<sup>7)</sup> Soweit zu einer ersten Eingrenzung der Redeweise von den 'neueren Tendenzen' in der Ökonomie'.

Man wird dieses Verfahren billigen, weil es von vielen geübt wird; und es wird von vielen geübt, weil es ihnen einsichtig ist. Doch ist es eine Einsicht kraft Überzeugung von einer 'Erzählung', keine Einsicht in 'Wahrheit' oder eine ähnliche privilegierte Behauptung. Konkurrente Erzählungen sind genauso überzeugend, wenn auch für andere. Doch ist folgendes entscheidend: Die Existenz mannigfaltig konkurrierender theoretischer Erzählungen sagt noch nichts über deren Bedeutung für die 'Wissenschaft' aus, die wir hier der Einfachheit halber als das Ensemble der Aussagen der Wissenschaftler im mannigfaltigen Erzählraum beschreiben. Bedeutend wird eine theoretische Erzählung erst, wenn die Wissenschaft sie zu ihren unabhängigen Kommunikationsgegenständen zählt.

Diese Art von Nacherzählung gehört unbedingt zum Geschäft der Wissenschaft, die davon lebt, sich ihres Wissens als Bestand und Vermögen zu versichern.<sup>8)</sup> Dazu bedient sie sich erprobter Methoden; und sie beharrt auf diesen Methoden, mit denen sie so sehr reüssierte, daß sie sie zum Beurteilungskriterium aller neuen Ansinnen erkoren hat. Das – erwünschte – Geschäft der Kritik besteht dann in der Ausdifferenzierung ihres Metaphernbestandes. Gelingt diese Ausdifferenzierung, betrachtet man dies als 'Fortschritt' oder 'Entwicklung' der Wissenschaft; gelingt dies nicht, sammelt man einen Bestand an Aporien, Paradoxien etc., gleichsam als eine Warteposition an der Grenze der Aufhebung der bisher geltenden Theorie.

'Grenze' ist hier wiederum eine Metapher, die *foro interno*<sup>9)</sup> zweifach gedeutet werden kann: daß es hier nichts mehr zu 'entwickeln' gebe, oder aber: daß hier die Bruchstelle der Wissenschaft aufsteht, an der der Übergang zu neuen 'Erzählungen' gewagt werden kann (und muß, wenn man an einer 'Grenze' dennoch meint, einen *Wissenschaftsfortschritt* zu betreiben).

Die Sache ist an einem solchen Ort der Ungewißheit schwierig zu entscheiden und eher ein intellektuelles Wagnis, eine Dezzision, als ein Akt der 'rational choice'.<sup>10)</sup> Es kommt auch auf die Gemütsverfassung der Wissenschaftler an (die nicht unabhängig ist vom Stil der 'Forschung', in der sie wissenschaftlich sozialisiert wurden). Erzählen wir ein Beispiel. Als eine *conditio sine*

qua non der 'großen Erzählung' der 'Neoklassik' gilt der 'methodologische Individualismus'. Angesichts der Tatsache, daß sich viele Phänomene individuellen Verhaltens nicht als Resultate von 'rational choices' erklären lassen, müssen die Gründe für seine recht allgemeine Verwendung in der ökonomischen 'scientific community' konstruktivistischer Natur sein: daß nur unter Zuhilfenahme der 'Rationalitätsaxiomatik' hinreichend konsistente Annahmen für einen ökonomisch überzeugenden Modellbau zu erlangen sind. Folglich ist das Gelingen der Modellierung geschlossener ökonomischer Systeme der Grund für die Überzeugung, daß die verwendeten Axiome 'richtig' seien.<sup>11)</sup> Diese Erzählung ist zurecht evident: Sie hat viele Ökonomen überzeugt und überzeugt noch weiterhin.

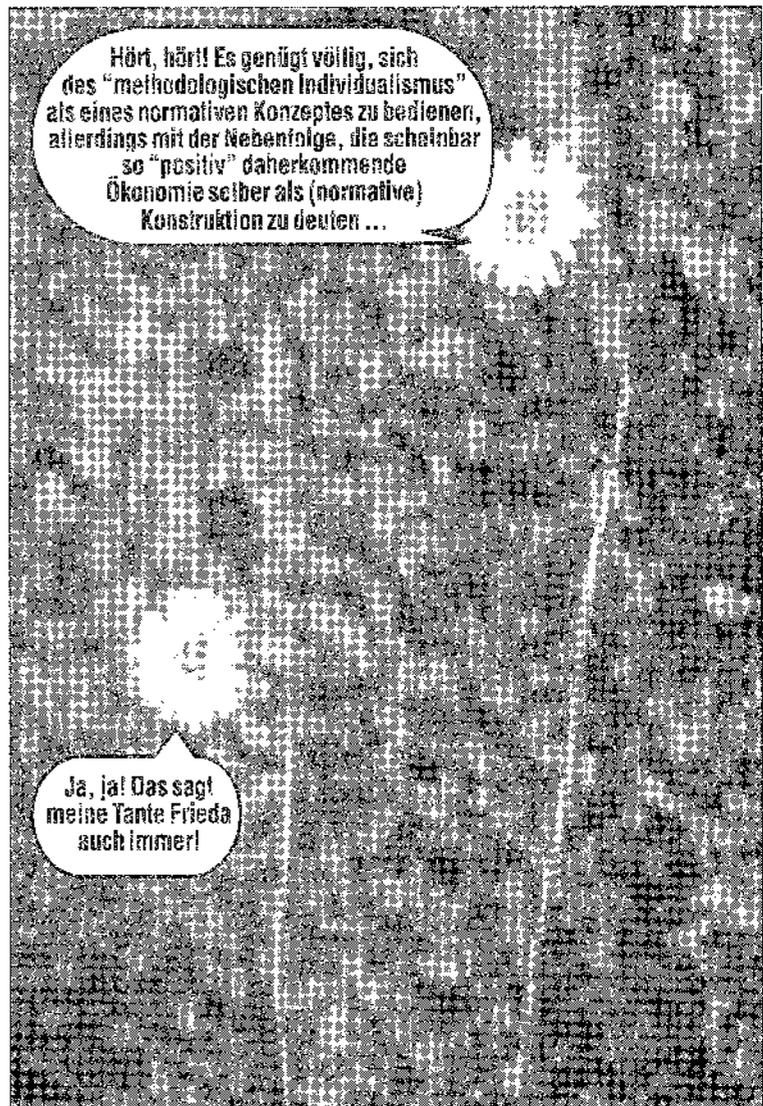
Ich sehe allerdings keine andere als diese pragmatische Begründung der Geltung der auf der wunderbaren Erzählung vom 'methodologischen Individualismus' aufgebauten Ökonomie. Denn jede andere Begründung müßte eine andere Erzählung über die Zulässigkeit von Begründungen überzeugend erzählen. Deren gibt es natürlich verschiedene (inkompatible), woraus das zusätzliche Problem entstände, daß ich mich entscheiden muß, die ökonomische (neoklassische, wie übrigens natürlich auch andere) Begründung für 'selbstevident' zu halten oder erst dann nur, wenn eine wissenschaftstheoretische Interpretation mir rät, dies zu tun. Da Wissenschaftstheorien aber nicht eo ipso als Rechtfertigungslegende auftreten, sondern Ansprüche an die Ökonomie stellen, die sie qua ökonomischer Erzählung meist nicht einlösen kann, ist das wissenschaftstheoretische Raisonnement innerhalb der Ökonomie gar nicht so sehr angesehen, vor allem dann nicht, wenn es – auf der Rorty/Weintraub/McClosky-Line<sup>12)</sup> – in der Form der 'Literaturkritik' einherkommt, die 'hermeneutisch-textkritisch'<sup>13)</sup> die Erzählweise prüft, den 'Stil' der Theorie, oder, wie McClosky es nannte, die 'Rhetorik'. Man hat sich mit Popper, Kuhn, Lakatosch etc. etwas arrangiert (versuchsweise auch mit den strukturalistischen Konzeptionen von Sneed und Stegmüller<sup>14)</sup>), so daß dieser neue amerikanische Zirkus in Europa vor Ökonomen lieber erst gar nicht gespielt wird. Das Problem lautet nun, folgendes zu entscheiden: Mache ich als Ökonom Wissenschaftstheorie, um danach meine Ökonomie zu entwickeln, oder mache ich erst Ökonomie, um dann zu sehen, welche Wissenschaftstheorie mich zureichend interpretiert. Mache ich das erstere, begeben mich aus dem Diskurs der Ökonomen, da ich Kriterien einführe, die nicht jeder teilt. Mache ich das letztere, begeben mich aus dem Diskurs der Wissenschaftstheoretiker, die meine Modellierungspraxis durchaus eigenartig finden können. Beiden recht kann ich es kaum machen, es sei denn, ich erzähle eine Ökonomie, die beiden Gruppen evident erscheint. Da aber beide Gruppen verschiedene Auffassungen vertreten<sup>15)</sup>, kann ich es niemandem recht machen, was häufig dazu führt, daß man sich der Fraktion anschließt, die die Macht hat, die Lehrstühle zu verteilen.<sup>16)</sup> Diese pragmatische Konklusion hat einiges für sich: sie erklärt zumindest, daß man in einem spezifischen Sprachspiel studiert ist, das zu verlassen einer besonderen Anstrengung bedarf, was voraussetzt, die ökonomische Wissenschaft als unerlässlich zu begreifen. So gesehen, braucht es des Odeurs des 'Vatermordes', um Neues zu schaffen. Das aber ist genau der Grund, weshalb die 'obskuren' Texte die interessanteren sind. Die Leser interpretieren den Text in ihre Richtung, d.h. sie kreieren neue Zusammenhänge. 'Literaturkritik'

arbeitet mit der 'Methode', das, was der Text nicht aussagt, als ebenso wichtig zu betrachten wie das, was er aussagt.<sup>17)</sup>

„Only by subjecting the text to a particular type of reading do we construct, from our reading, an imaginary universe. Novels do not imitate reality, they create it“<sup>18)</sup>

In diesem Sinne ist die Nacherzählung des 'hard core' der Ökonomie bereits immer eine Reinterpretation, eine 'eigenen Erzählung'. Wenn die Ökonomen dann begriffen, daß sie von den Romanautoren und Poeten gar nicht so verschieden sind<sup>19)</sup>, würde die Frage, welche Ökonomie 'Geltung' beanspruchen könnte, nicht als ungeheurerer Disziplinierungsgang aufgefaßt werden müssen, sondern als eine Chance, eine 'andere' Geschichte erzählen zu können, die kraft ihrer Überzeugung Evidenz erlangen könnte, nicht kraft ihrer 'freiwilligen' katechistischen Bindung. Das große Phänomen der modernen Ökonomie ist ihre Gravitationskraft des 'hard core', worin sie sich von anderen Wissenschaften – gerade auch von einigen Naturwissenschaften – unterscheidet: z.B. von der Kosmologie, der biologischen Evolutionstheorie, ansonsten von der Soziologie, der Politologie, der Geschichtstheorie etc.

Es wäre allerdings hilfreich, das ökonomische Auditorium von dem zusätzlichen Glauben abzubringen, daß es eine 'realistische' Theorie besäße bzw. genauer: eine Theorie, die irgendwie die 'Realität' abbildete (oder wie die Metaphern älterer erkenntnistheoretischer Vokabularien dann auch lauten mögen<sup>20)</sup>). Sie brauchen dieses Zusatztheorem gar nicht, um von der Gültigkeit ihrer Erzählung überzeugt zu bleiben. Es genügt völlig, sich des



'methodologischen Individualismus' als eines normativen Konzepts zu bedienen (wie z.B. J. Harsanyi, J. Elster etc.), allerdings mit der Nebenfolge, die scheinbar so 'positiv' daherkommende Ökonomie selber als (normative) Konstruktion zu deuten.

Ich halte dies nicht für despektierlich, sondern für eine legitime Form kohärenter Erzählung, die eine Interpretationsperspektive angibt, die überzeugender ist als konkurrierende andere.

(Wir sind, in gewisser Weise, alle ihre Anhänger, was es uns ermöglicht, ohne hohe sprachliche Transaktionskosten uns zu 'verstehen', wenn wir 'ökonomisch' reden. Wir verstehen uns erst dann nicht mehr, wenn wir andere Erzählungen zu erzählen anfangen würden. Das gehört allerdings zu den Paradoxa der theoretischen Innovationen: daß sie erst völlig anders reden, um später dann wie selbstverständlich zu erscheinen.<sup>21</sup>) Dies hat den Nachteil, daß theoretische Innovationen nicht durch den Akt ihrer Vorkommnis, sondern erst durch den Akt ihrer Akzeptanz qua Evidenz als solche gelten können <nur die Theoriegeschichte erzählt es dann später andersherum – was übrigens nicht gerade zu ihren herausragenden Qualitäten zählt.>)

Nur gilt diese Konkurrenz nicht nur retrospektiv, sondern auch prospektiv. Die geltenden, d.h. die aktuell von der 'scientific community' akzeptierten Theorien erlangten ihre Evidenz gegenüber der vorhergegangenen Konzeption der Ökonomie, deren 'schwarze Löcher' sie erklären konnten. Weil sie ihre Geltung aus dieser progressiven Differenz gewannen, gilt das Gleiche auch für sie selbst. Sie sind potentiell *theoriegeschichtsanfällig*, d.h. ihre Nachfolger werden sie so behandeln, wie sie ihre Vorgänger. Wenn das aber so ist, spricht nichts dagegen, die aktuellen Theorien bereits unter dem Gesichtspunkt ihrer potentiellen Theoriegeschichtsfähigkeit zu betrachten, d.h. 'ironisch'. Man nimmt zwar ihren Standpunkt ein, weiß aber, daß er kein allgemeingültiger Standpunkt sein wird. Man darf sich hier nichts vormachen. Der Glaube, daß die aktuelle Theorie 'wahr' sei (eine erkenntniskritisch sowieso nicht haltbare Position), relativiert sich an der Kenntnis theoriegeschichtlichen Prozederes.<sup>22</sup>) Die vorherrschende Neigung, die Theoriegeschichte der Ökonomie für eine Altersbeschäftigung von Ökonomen oder als eine Flucht vor dem harten Geschäft des 'modern theorybuilding' zu halten, hilft sehr, sich gegen die Einsicht 'kommunikativ' bedingter 'Wahrheit' der

geltenden Ökonomie zu immunisieren. Doch widerspricht ein solcher Standpunkt aller geschichtlichen Erfahrung (gegen die man sich in diesem Falle ja gerade immunisiert).

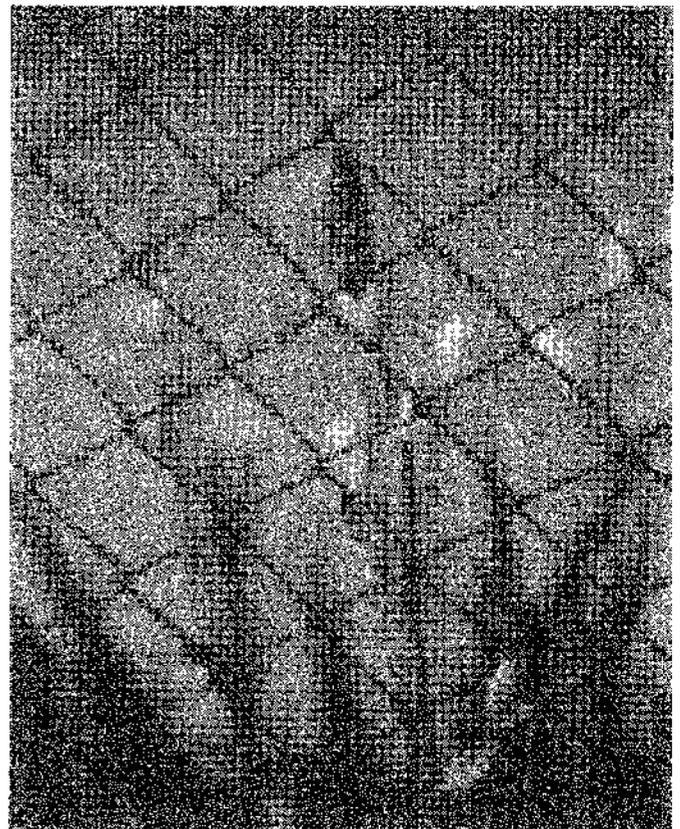
Ökonomische Theorie wechselt. Was man jetzt glaubt, was ökonomisches Wissen sei, ist morgen der Stand von gestern. Man prüfe das an sich selbst: wie man ausgebildet wurde, was man noch dazu nimmt und was man noch willig ist, von den 'neueren Tendenzen' zu akzeptieren, was man bereits von sich weist als 'unökonomisch' oder Eigenartigkeit, mit dem man sich nicht zu beschäftigen gedenkt.

Folglich ist das, was wir 'neueren Tendenzen' genannt haben, ein Wagnis meist jüngerer Autoren, die, wenn es gut geht, Tendenzen der Theorieentwicklung spüren und ausprobieren, die sie sich anzubieten trauen unter den Auspizien; daß dann aber, wenn sie 'wissenschaftlich erwachsen' sind, der Rezeptionsraum der Wissenschaft soweit fortgeschritten ist, daß sie später irgendwie als 'Avantgarde' dastehen und Wettbewerbsvorteile haben. Ihr Wagnis ist zu loben, geschieht aber unter erschwerten Produktionsbedingungen und auf Wissenschaftlerarbeitsmärkten, die unter der Aufsicht der 'scientific community' älterer Paradigmen stehen. Die Anerkennung der in jungen Jahren bereits formulierten neuen Theorie. R. Coase formulierte seine Transaktionskostentheorie im Sommer 1932, aber erst in den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts fand sie die Resonanz, die dann 59 Jahre nach ihrer 'Erfindung' mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde; immedien noch zu Lebzeiten.

Die 'incentives' für neue Theorien sind schwach; auch fehlt den Ökonomen heute ein wenig die Fähigkeit, in anderen Wissenschaften zu hospitieren. Das sind Mängel der Ausbildung; zur Ökonomie gehört eine allgemeine Kenntnis der Sozialwissenschaften, der Methodologie und der Philosophie. Würden wir uns darin freier bewegen lernen, würde es wieder – verdientermaßen – eine spannende Wissenschaft.



„Darf ich dich fotografieren?“



„Das mußt du Herrn W. fragen.  
Ich bin Privateigentum!“

- 1) R. Rorty: *Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie*, Ffm. 1981, 185 ff.
- 2) „Die Wissenschaft ist nicht deshalb rational, weil sie ein Fundament hat, sondern weil sie ein Unternehmen ist, das sich selbst korrigiert, ein Unternehmen, das jede Behauptung in Zweifel zu ziehen vermag, jedoch nicht alle Behauptungen auf einmal“ (W. Sellars: *Perception and Reality*, London and New York 1963, 170).
- 3) R. Rorty: a.a.O., 346.
- 4) R. Rorty: *Koolingzen, Ironie und Solidarität*, Ffm. 1988.
- 5) Vgl. besonders die Transposition der Rorty'schen Konzeption auf die 'economics as rhetoric' von McCloskey, „echoing Feyerabend as much as Rorty“ (R. Backhouse, *The Constructivist Critique of Economic Methodology*, S. 65 ff. in: *Methodus*, Vol. 4, No. 1, 1992: S. 77; vgl. auch D.M. McCloskey: *The rhetoric of economics*, S. 481 ff. in: *Journal of Economic Literature*, Vol. 21, 1983; und etliche andere Texte; vgl. das Literaturverzeichnis bei Backhouse).
- 6) 'Versanden werden' hat zwei Modi. Zum einen 'verstehst' man nur, was dem Theoriekörper zueignet, dem man sich selbst zurechnet. Zum anderen aber 'versteht' man auch irgendwie die anderen, nicht zum eigenen 'Forschungsprogramm' zählenden ökonomischen Theorien. Z.B. weiß ein 'Neoklassiker' durchaus, was eine 'institutionalistische' Theorie der Ökonomie ist. Aber er 'verstehst' sie anders als die 'Institutionalisten'; ihm reichen einige Abgrenzungssätze.
- Das Phänomen, etwas Neues zu verstehen, bedarf einiger Vorbereitetheit, z.B. daß man die eigene Theorie angesichts der Erzählung neuer Theorie nicht mehr ganz versteht, auch wenn man die neue Theorie auch noch nicht ganz versteht. In dieser 'Unübersichtlichkeit' wird der Wunsch stark nach neuer Sichtbarkeit. Man ist gezwungen, genauer hinzusehen: auf die eigene Theorie wie auf die andere, die die eigene so unübersichtlich zu machen droht. Erst wenn dieser Stand der Ambivalenz erreicht ist, können 'paradigmata' wechseln. Man sieht leicht, daß dies nicht leicht ist und seltener vorkommt.
- 7) Verbleibt man im Vokabularium großer Erzählungen, erzählt man dieselbe Geschichte, differenzierter und nuancierter zwar, aber innerhalb einer bereits thematisierten Semantik. Man erzählt dann keine 'neue Geschichte', sondern nur die alte neu. Und verfällt der 'Literaturkritik' (vgl. Rorty, McCloskey; vgl. dazu neuestens: D.M. McCloskey: *Storytelling in economics*, S. 61 ff. in: D. Lavoie (ed.): *Economics and hermeneutics*, London and New York 1991).
- 8) Das war die Quintessenz der Popper'schen Idee: daß die Valenz einer wissenschaftlichen Aussage durch ihre Falsifizierbarkeit entsteht. Die Falsifikation muß ihre Opposition bestehen. Beide Seiten – Opponenten wie Proponenten einer Aussage – waren legitim beschäftigt. Daß die Wissenschaft ein Kommunikationsgeschäft ist, war damit bereits ebenso angedeutet wie die Tatsache, daß die Geltung einer Theorie ein Geschäft auf Zeit ist (eine Konsequenz, die systematisch 'Theorie' zu einem historischen Ereignis macht, was Popper, in seiner Opposition gegen jedweden 'Historismus', noch nicht so hatte empfinden können). Aus der Perspektive der 'economics as rhetoric' könnte eine Rekonstruktion der Popper'schen Konzeption vermutlich noch Einiges bieten.
- (Daß man im übrigen in der Neigung von Ökonomen – wenn denn nun 'Wissenschaftstheorie' sein muß – zum 'Popperianismus', den wir heute noch häufig antreffen, eher ein gewisses Sicherheitsbedürfnis in Anlehnung an 'naturwissenschaftliche' Methodologie als eine adäquate sozialwissenschaftliche Methodologie verspürt, gehört zu den besonderen Kuriositäten des wissenschaftstheoretischen Geschäftes (vgl. zur Mißweisung der ökonomischen Wissenschaftstheorie auf den 'naturwissenschaftlichen' Popper in Abscheu vom 'sozialwissenschaftlichen' Popper der 'Logik der Situation': A. Suchanek: Diss. oek. Universität Witten/Herdecke 1992. Zur Differenz von 'naturwissenschaftlicher' und 'sozialwissenschaftlicher' Methode vgl. nur: M. Hollis: *Rationalität und soziales Verhalten*, Ffm. 1991; und: J.-L. Aron: *Die Ökonomie – und ihre unrealistischen Annahmen*, Arbeitspapiere Reihe D, Nr. 11, 1990, Wirtschaftswissenschaftliches Institut der Universität Zürich).
- 9) *Fors externo* kann gar nichts 'gedeutet' werden, da in einem Gebiet, das noch nicht bekannt ist, kein Standpunkt bezogen werden kann. Folglich kann es auch keinen 'objektiven' Standpunkt über die Entwicklung von Wissenschaftsfortschritten geben, besonders nicht aus den bisher bezogenen Standpunkten, es sei denn, man würde sie nurmehr 'ironisch' beziehen.
- 10) Dabei ergibt sich für Ökonomen ein interessantes Paradoxon: wie wählt ein Ökonom seine ökonomische Theorie aus? Wenn er – als unabhängiges, freies Subjekt – gemäß der Lehre der 'rational choice', die er gemeinhin verteidigt, die beste Alternative aus dem gegebenen Theorienbestand wählt, ist es nicht gesichert, daß er die 'Neoklassik' wählt. Es ist vielmehr unwahrscheinlich, daß freie und unabhängige Subjekte *grasso modo* dasselbe wählen. Ist dann die Tatsache, daß viele Ökonomen sich so darstellen, als ob sie frei und unabhängig alle dieselbe Theorie gewählt haben, ein Zeichen dafür, daß sie nicht rational gewählt haben, d.h. nur und anschließend nach ihren subjektiven Präferenzen? Man sieht leicht, daß es problematisch ist, eine Theorie als allgemein 'richtig' zu bezeichnen und gleichzeitig die Theoretiker frei nach ihren Präferenzen wählen zu lassen. Den Zustand, daß viele Ökonomen die 'Neoklassik' präferieren, läßt zwar einen an ihrer subjektiven Unabhängigkeit zweifeln, zum anderen aber die 'Richtigkeit' dieser Theorie bestätigen, da sie von so vielen gewählt wurde. Möglicherweise aber harte das Faktum, daß ihr so viele zustimmen, Einfluß auf die Zustimmung vieler. Dann ist das Unabhängigkeitspostulat verletzt und die Entscheidung, 'Neoklassiker' zu sein, nicht mehr rational nach den Kriterien dieser Theorie.
- 11) Vgl. z.B. A. Klamer: *As if economists and their subjects were rational*, S. 163 ff. in: J. Nelson / A. McGill / D.N. McCloskey (eds.): *The Rhetoric of the Human Sciences*, Madison 1987.
- 12) Vgl. R. Backhouse, a.a.O.
- 13) Vgl. Jazu: D. Lavoie (ed.): *Economics and hermeneutics*, Madison 1991.
- 14) Vgl. W. Balzer/B. Hamminga (eds.): *Philosophy of Economics*, in: *Erkenntnis* 30, nos. 1 – 2; auch: D.W. Hands: *The Structuralist View of Economic Theories: The Case of General Equilibrium in Particular*, S. 303 ff. in: *Economics and Philosophy*, 1, 1985.
- 15) Die Ökonomen vertreten verschiedene Auffassungen über Ökonomie (die bekannten Richtungen); die Wissenschaftstheoretiker vertreten verschiedene Auffassungen über Wissenschaftstheorie. Folglich gibt es keine synoptische Auffassung über die 'Wissenschaftstheorie der Ökonomie' (außer in vorübergehender Kongruenz, die eher einer kontingenten Auswahl als einer umfassenden Auseinandersetzung folgt: *make the test by the proof*: wer neigt schon dazu, die Ökonomie durch eine 'hermeneutische' Methode zu prüfen (außer D. Lavoie (ed.): a.a.O. und: M. Hollis: a.a.O.)? Läßt man aber z.B. diese 'Prüfung' aus, prüft man nicht den Kanon der wissenschaftstheoretischen Möglichkeiten, sondern bleibt im Vertraum bestimmter Voraussetzungen stehen. Dieses Stehenbleiben ist natürlich legitim: wer prüft schon alles? aber es zeigt auch, daß zu bestimmten Zeiten bestimmte wissenschaftstheoretische Moden präferiert werden, die die hierin sichtbare Akzeptanz der 'scientific community' als ein historisch kontingentes (Kommunikations-) Ereignis wichten lassen. Dies noch einmal zum Nachweis der Eritodigkeit der 'Wahrheitsfrage', an die manche ja doch noch glauben.
- 16) Dieses 'wissenschaftszwologische' Argument wird ungern angeführt (weil man sich notorisch in gewissen Verteidigungspositionen befindet, entweder als Verteiler oder als Empfänger). Ich halte aber dafür, daß aus dieser Konstellation die wissenschaftstheoretischen Positionen sehr viel eher zu erklären sind als aus der klaren, unvoreingenommenen Abwägung, wie es sich die idealistische Moral des Wissenschaftsbetriebes vorstellen mag.
- Hier bin ich der Meinung, daß uns die 'rational choice' – Erklärung für die Erörterung des ökonomischen Wissenschaftsbetriebes, der ja auch ein Markt ist, weiterhilft. Man wählt aus den gegebenen Alternativen diejenige, die den eigenen Präferenzen korrespondiert. Die eigenen Präferenzen können aber nicht 'idealisch', sondern nur lebenspraktisch gebildet sein; andernfalls erzeugen sie 'unglückliches Bewußtsein', Taxifahrer, oder Fundamentalkritiker mit Fröschen oder reichen Gattinnen, aber keine Stellen, auf denen man wissenschaftlich als Ökonom arbeiten kann. Ausnahmen bezeugen nur die Regel.
- 17) A. Klamer: a.a.O., S. 175.
- 18) T. Todorov: *Reading as construction*, S. 67 ff. in: S. R. Suleiman / I. Crosman (eds.): *The Reader in the Text: Essays on Audience and Interpretation*, Princeton 1980, S. 72; zitiert in: D. N. McCloskey: *Storytelling ...*, a.a.O., S. 72 f.
- 19) Vgl. McCloskey: *Storytelling ...*, a.a.O., S. 73.
- 20) Vgl. J.-L. Aron: a.a.O.
- 21) Vgl. unter diesem Gesichtspunkt Quersay, Adam Smith, die 'historische Schule', Jevons/Walras/Menger (deutlicher noch: Gossen), auf eine gewisse Weise Keynes (und Straffa), dann wieder: Schumpeter, Hayek, Neumann/Morgenstern, Leontief, Debreu; von den Neuen z.B. Coates, Williamson (ruhend auf der 'transaction'-Ökonomie von Commons), auf eine gewisse Weise auch Buchanan etc.
- Um die Liste zu vervollständigen, sind auch die – jedenfalls bis heute – 'booser' zu nennen: Schmoller, Sombart, Walras (als Rodenreformer), Spann, Salin, Spiethoff, Perroux, vielleicht auch schon Georgescu-Roegen etc.
- Ambivalent bleiben: Veblen, Marx, Fucks, vielleicht sogar Schmoller (oder eine Art von neu zu entdeckender 'historischer Ökonomie', die nicht D.C. North allein folgt), Polanyi, Max Weber (als Theoretiker der institutionalen Differenzierung von 'Wirtschaftsgesellschaften'), vielleicht: Etzioni, Hirschman, Schelling etc.
- Gewagt sei dies: wer sind 'neue Neuerer'? Vielleicht (mit Vorsicht, s.o.) Georgescu-Roegen, Mirowski, McCloskey (wenn seine Programmatik Früchte trägt!), vielleicht solche 'evolutionsökonomischen' Aufahrten wie die von Witt, vielleicht – ein renovierter und erweiterter – Sieckle, vielleicht alle, die das Verhältnis von *Zeit und Ökonomie* sich zum Problem der Wissenschaft machen ... (also auch solche, die von N. Luhmann, dem Soziologen, sich angeregt fühlen können?). *Speculatio est!* d.h. nur durch die Ausarbeitung des Angeregten erst je zu erweisen.
- 22) Womit, en passant, der Status der Theoriesgeschichte nicht der des Archives ist, sondern der der Präsenz einer genuine ökonomischen Methodologie (unterhalb des wissenschaftstheoretischen Raisonnements), die die Frage des Theorienwechsels zwar nicht 'gesetzhaft', aber doch mit hinreichender historischer Erfahrung beantworten kann: daß er jederzeit möglich ist.



## Wissenschaft und Spiritualität

Johannes van Stuijvenberg

Als mich die Anfrage erreichte, etwas über das Thema „Wissenschaft und Spiritualität“ zu schreiben, war ich sowohl sehr interessiert als auch etwas verunsichert. Begriffe sollen klären, nicht einengen. Die Begriffe „Wissenschaft“ und „Spiritualität“ sind jedoch so persönlich, daß von der ersten Zeile an Mißverständnisse auftauchen können, vor allem bei einem Zielpublikum, das sich zwar mit dem Thema Wissenschaft täglich beschäftigt, das aber im allgemeinen mit dem Begriff Spiritualität weit weniger anzufangen weiß. Jeder kreiert sich seine eigene Wirklichkeit, lebt in seiner eigenen Wirklichkeit, und hat somit seinen eigenen Begriffsapparat. So ist auch der folgende Aufsatz zu verstehen. Es ist meine Wirklichkeit, niemand soll sich gezwungen fühlen, auch nur das geringste davon übernehmen zu müssen. Ich hoffe jedoch einige Denkanstöße zu vermitteln.

### Wissenschaft

„Die Wissenschaft“ beschäftigt sich mit ihrer Wirklichkeit. Bei allen Definitionen tauchen immer wieder Begriffe wie „objektiv“, „wiederholbar“, „messbar“, „logisch“ auf. Das zeigt bereits die Stärken und die Schwächen der

heutigen Wissenschaft. Durch diese Begriffe grenzt sich die Wissenschaft ein auf das, was meßbar und faßbar ist, auf das sichtbare, auf das Materielle. Dies wird auf eine großartige Weise untersucht, mit technischen Methoden, die unwahrscheinlich hoch gezüchtet sein können, und sehr viele Erscheinungen gut beschreiben und verstehen lassen. Ich habe vor 15 Jahren intensiv am Raster-Elektronenmikroskop arbeiten dürfen, damals eine Sensation, ein Quantensprung nach dem klassischen Elektronenmikroskop. Und das damalige Rasterelektronenmikroskop heute? Völlig überaltert, von einer neuen Generation von Elektronenmikroskopen ersetzt, allenfalls noch nützlich für Gebrauch durch Studenten. Auf anderen Wissenschaftsgebieten, wie auf jenem der Medizin, ist es nicht anders. Also: Fortschritt, wo das Auge geht. Und doch: Etwas stimmt in dem ganzen System nicht. Der Fortschritt beschränkt sich auf den Bereich des Meßbaren, des Greifbaren. Die Wissenschaft hat eine interne Abmachung gemacht, daß nur dieser Bereich wissenschaftlich erfassbar ist, zur echten Wissenschaft gehört. Sie hat, anders ausgedrückt, sich einen Garten abgesteckt, diesen mit einem hermetischen Zaun umgeben, und definiert: Innerhalb des Zaunes liegt die Wirklichkeit der Wissenschaft, und außerhalb dieses

Zunehmend liegt nichts bzw. nichts Wissenschaftliches bzw. nichts von wissenschaftlicher Bedeutung. Das ganze hat dazu geführt, daß ein Hauptmerkmal der modernen Wissenschaft meiner Meinung nach in deren Begrenztheit liegt, in deren Enge. Dieses System zeigt immer häufiger Risse.

Erstens taucht immer wieder die Notwendigkeit auf, den Garten von innen aus zu erweitern. Nicht freiwillig und freudig, sondern unfreiwillig und zähneknirschend, weil es keine Freude ist, Grenzen sprengen zu müssen. Sich zuerst zu begrenzen, ist eine Seite, die Grenzen später zu sprengen, ist die andere, viel schwierigere. Jeder Wissenschaftszweig kennt solche Paradigmenwechsel. Junge, bzw. unabhängige Forscher entdecken echt Neues, das von der etablierten Wissenschaft zuerst bestritten und dann, später, integriert wird (wozu es manchmal sogar das Absterben der alten braucht). Häufig auch werden solche Erweiterungen nicht echt zur Kenntnis genommen oder integriert. Die Ideen vom Bohm zur Physik oder von Sheldrake zur Biologie werden beispielsweise von vielen Kollegen nicht berücksichtigt, denn sie machen alles unbequem. Dies, obwohl sie auf wissenschaftlichem Wege abgeleitet wurden. Aber eben, was nicht sein soll, darf nicht sein. Auch das holographische Weltbild („wir sehen die Welt nur so wie sie uns erscheint, weil sie uns so scheint“) wird meistens nicht integriert.

Zweitens gibt es eine Reihe echter Phänomene, welche in jedem Realitätssystem real sind, aber in der wissenschaftlichen Schablone („Garten“) nicht Platz haben. Verliebtheit oder spontane Sympathie / Antipathie etwa sind allen bekannt. Die Wissenschaft kann damit aber praktisch nichts anfangen. Verliebtheit messen? Es bleibt bei Untersuchungen, die Zweifel daran aufkommen lassen, ob der Forscher / die Forscherin tatsächlich je echt verliebt war ... In der Naturheilkunde oder beim Pendeln gibt es Beobachtungen, Tatsachen, die jedem Naturheiler oder Pendler bekannt sind, von der Wissenschaft jedoch lange abgelehnt werden, weil „unbewiesen“ (d.h. außerhalb des Gartens liegend). Wenn dann die Forschung mit etlicher Verspätung merkt („beweist“), daß es dieses oder jenes Phänomen tatsächlich gibt, gilt dies als „wissenschaftliche Entdeckung“ oder wenigstens als wissenschaftliche Bestätigung.

Drittens gibt es eine Sinnfrage. Für mich wenigstens. Wozu leben wir Menschen hier, wozu gibt es die Wissenschaft? Die Wissenschaft ist scheinbar weder willens noch fähig, diese Fragen zu beantworten. Warum gibt es das Leben? Zufall aus einer Ursuppe? Warum gibt es die Evolution (falls es die gibt)? Eine Reihe von Zufällen? Warum gibt es Tag und Nacht? Die Erde dreht sich um ihre Achse! Wieso gibt es dann auf der Sonne kein Tag und Nacht? Die Sonne scheint ewig\*! Wo gehen wir nach dem Tod hin? Keine Ahnung! Oder: Das wissen wir nicht, es liegt ja außerhalb des Gartens der Wissenschaft. Usw. Im Ernst: Gibt es Sonnenuntergänge? Das sehen wir ja täglich, aber die Sonne geht nicht wirklich unter, die steht. Es ist nur die

Drehung der Erde, die einen Sonnenuntergang vortäuscht. Im gleichen Augenblick geht zwangsmäßig an einem anderen Ort die Sonne auf. Sonnenaufgang und Sonnenuntergang sind somit zwei Seiten des gleichen Phänomens, das außerdem gar keines ist, vom Mond aus betrachtet. Spitzfindigkeiten? Ja und nein, je nach Betrachtungsweise, je nach Wirklichkeit des Fragenden und auch je nach Situation. Wozu denn Sonnenuntergänge, die eigentlich gar keine sind, und doch tägliche „Realität“ sind? Ich komme darauf zurück.

Insgesamt stehe ich also der Wissenschaft mit gemischten Gefühlen gegenüber. Einerseits genial, faszinierend und handkehrum begrenzt, hilflos und ohne Perspektive oder Vision. Der Zwiespalt hat etwas Tragisches, das sich bei vielen Wissenschaftlern bemerkbar macht. Zweifel an Sinn und Perspektivlosigkeit sind weiter verbreitet, als nach außen gezeigt wird.

## Spiritualität

Soviel zum doch so einfachen Begriff Wissenschaft, was kommt da beim viel schwierigeren Begriff Spiritualität? Sprachlich hat Spiritualität mit Geist oder auch mit Seele zu tun. Aber was heißt das? Hier gilt der Gedanke, daß jeder nur seine Wirklichkeit beobachtet, in noch stärkerem Maß als beim Begriff „Wissenschaft“; dementsprechend kann der Begriff Spiritualität viel weiter gefaßt werden. So sind Definitionen in bezug auf die Geisteswissenschaften, in bezug auf den „Pfad des Lichtes“ = den spirituellen Weg (in vielen Varianten) der heutigen Esoterik, in bezug auf die Religion und in bezug auf weitere Begriffe möglich. Ich beschränke mich hier auf meine Sicht des Geistigen, des Spirituellen.

Die ganze Menschheit, jeder einzelne Mensch ist Ausdruck von geistigen Prinzipien, von Energien. Diese geistigen Prinzipien ihrerseits sind Abspaltungen vom Göttlichen, von der Quelle, vom Kosmos. So, wie sich die materielle Einheit unseres Universums beim Urknall in Milliarden Teilchen aufgespalten hat, die alle dazu gehören, und die alle wieder zur materiellen Einheit zurückkehren werden, haben wir uns auf der geistigen Ebene aus der Einheit, aus dem Göttlichen abgespalten, gehören aber immer noch dazu und werden darin wieder zurückkehren. Unsere Göttlichkeit ist bei allem nie verloren gegangen, das scheint manchmal nur so und wird sich wieder viel offensichtlicher voll offenbaren. Teile von unseren geistigen Prinzipien (unser Geist oder unsere Monade) sind in die niederen Ebenen der Materie eingetaucht, um hier zu inkarnieren (Seele, die sich im Körper ausdrückt). Wozu? Ganz genau weiß ich das auch nicht, aber der Sinn liegt im wesentlichen darin, daß wir alle – individuell und gemeinsam – hier die Erziehung der Vergeistlichung der Materie machen. Daß wir hier von Leben zu Leben Erfahrungen machen, besser lernen, die Materie geistig zu beherrschen, unser Geist in die Materie auszudrücken, zu kreieren. Beherrschen wir die Vergeistlichung der Materie, können wir

aus dem Zyklus der Inkarnationen aussteigen, die Erde verlassen. Dabei macht jeder Mensch alle Erfahrungen: Mann / Frau, HerrscherIn / Beherrschte(r) usw. Es sind alles die Erfahrungen der Polarität, der Dualität, die wir auf Erden machen: das sogenannte Gute und das sogenannte Böse, die sogenannten Sonnenaufgänge und Sonnenaufgänge. Das einzige davon, was bleibt, was echt ist, sind die Erfahrungen.

Der Erfahrungsschatz, den jeder von uns in den Erdenleben ansammelt, ist unbegrenzt. Unsere Seelen integrieren diese Erfahrungen, geben sie weiter an die Monaden (Geist) und so zurück an die spirituellen Ebenen, an die Quelle. Die Quelle (Gott, Kosmos) lernt durch die Erfahrung der Fleischwerdung, der Materie und der Polarität unendlich viel dazu. Wir sind die Pioniere dieser Erfahrungen, die uns denn auch häufig sehr oder zu schwierig scheinen. Auf den höheren Ebenen sind alle Menschen jedoch tatsächlich eins und verbunden, unbegrenzt mit dem umfassenden Urwissen verbunden, von der göttlichen Liebe geleitet (wie das Tierreich, das Pflanzenreich, das Kristallreich und das Atomreich usw.). Erfahren und integrieren wir diese höhere Wirklichkeit hier wieder, wird das Leben immer mehr zur reinen Freude.

## Wissenschaft und Spiritualität

Was hat das alles nun mit Wissenschaft zu tun? Sehr viel. Gelingt es uns oder gelingt es einem Wissenschaftler, sich wieder mit seiner Seele und so mit seiner Monade zurück zu verbinden, hat er Verbindung zum Göttlichen Allwissen (NB: sich zurückverbinden heißt auf lateinisch re-ligio). Er ist, anders ausgedrückt, inspiriert, unbegrenzt und offen. Er findet für jede Frage eine Antwort, er versteht seine Rolle im Gesamten, den Sinn seines Lebens und seiner Arbeit. Die ganze Wissenschaft nimmt einen neuen Lauf, ein neues Selbstverständnis, ein neues Bewußtsein. Ungesehenes tut sich auf, für den Wissenschaftler, für die Wissenschaft und für die Menschheit, die Gesellschaft. Aus dem heutigen Gärtnchen wird wieder das unbegrenzte Paradies!

Diese Schritte sind gar nicht so unmöglich oder unvorstellbar, wie es vielleicht aussieht. Schon immer waren viele Wissenschaftler und Künstler so inspiriert: direkt von ihrem Göttlichen Teil oder Geist. Einstein, Mozart, Da Vinci und andere. Häufig passierte das auch unbewußt durch Träume, Bingeungen beim Baden, bei Spaziergängen im Wald usw. Während etwa Einstein immer demütig auf die (seine) Göttliche Inspiration hingewiesen hat und sich nichts Persönliches einbildete, haben die meisten Wissenschaftler geschwiegen. Zum Teil mangels Bewußtsein, zum Teil wohl, um nicht für Spinner gehalten zu werden, was früher schnell möglich war. Heute ist das anders. Immer mehr Menschen können zu geistigen Wahrnehmungen und Erfahrungen stehen, die ja genau so real wie materielle Erfahrungen sind. Dabei stört es immer weniger, von traditionell Denkenden nicht ganz für voll angesehen zu werden. Ich weiß, wovon ich rede, denn vor zehn Jahren gehörte ich selber zu den Traditionelldenkern. Heute weiß ich, daß jeder Mensch auf seinem Göttlichen Weg ist und nur so reagieren kann, wie es seinem Bewußtsein und sei-

ner Wirklichkeit entspricht. Kann ich es jemandem verübeln, heute so zu denken wie ich vor 10 Jahren? (Oder sollte ich mich in 10 Jahren belächeln für die Gedanken, die ich hier und jetzt zu Papier bringe?)

Die Wissenschaft wird sich somit künftig wandeln, um ihre neuen Aufgaben wahrnehmen zu können. Was heißt „neu“ und was heißt „künftig“? Sie wird sich von *jetzt* zu verstärkt weiter wandeln, und sie wird ihre ureigenen, *alten* Aufgaben wieder wahrnehmen und nicht mehr nur den Teil davon, der sich mit der rationalistischen Erklärung der materiellen Wirklichkeit befaßt. Sie wird zur Vergeistlichung der Materie Wesentliches beitragen. Diese Wandlungen werden sowohl schwierige als auch großartige Prozesse sein. Schwierig, weil jeder Wissenschaftler in sich gehen muß und gewisse Glaubenssätze ändern muß; großartig, weil jeder Wissenschaftler in sich gehen darf und seine Glaubenssätze ändern darf. Endlich die einengenden, begrenzenden Glaubenssätze loslassen, die ihn/sie schon immer behindert haben. Endlich das große Erbe antreten, worauf die Wissenschaft und jeder Wissenschaftler Recht hat.

Wir sind hier, um uns zu entwickeln, zu wachsen. Das passiert nicht durch Begrenzung, sondern durch Bewußtseinsweiterung, durch Sprengen von Grenzen. Dadurch und parallel dazu wird sich die Wissenschaft in den kommenden Jahren grenzenlos entwickeln. Durchbrüche, wovon wir heute noch nicht träumen, werden bereits morgen stattfinden. Der Übergang ins Wassermann-Zeitalter, das von Uranus beherrscht wird, ist denn auch eine großartige Zeit für die Menschheit allgemein und für die Wissenschaft insbesondere. Dabei wird all das viele Gute, das Fundament, das die Wissenschaft sich in diesem Jahrhundert bereits erarbeitet hat (und das im bisherigen Text vielleicht etwas unterbewertet wurde), sich als Sprungbrett erweisen, als Katapult in einen Wasserfall von Entwicklungen und Quantensprüngen. Ich bin dankbar, daß ich diese Zeit erleben darf, daß meine Seele ausgerechnet diese Zeit für ihre Inkarnation gewählt hat, und daß ich die Umwandlungen aktiv oder passiv aus nächster Nähe erleben darf. Es ist keine Zeit für starre Geister und für Unflexibilität, sondern eine Zeit des begeisternden Fortschritts und der Änderung. Ich freue mich, diese Zeilen für StudentInnen schreiben zu dürfen, die vielleicht etwas von meiner Begeisterung mitbekommen, und sehen, daß es in der heutigen Zeit noch etwas schöner und faszinierender ist, als WissenschaftlerIn arbeiten zu dürfen, als es das schon immer war. <sup>\*)</sup>

\*) Was „ewig“ ist, laß ich hier außer Betracht; die Wissenschaft glaubt dies auf Grund von Naturkonstanten messen zu können, obwohl das Meßintervall der Menschheit nur eine Momentaufnahme darstellt, ein Foto ist, kein Film. Ich glaube persönlich nicht, daß auch nur eine der sogenannten Naturkonstanten konstant ist oder sein müßte. Die Gravitationskonstante oder die Zerfallskonstanten, alle haben den Wert, den sie in einem bestimmten Zeitpunkt haben müssen.

\*\*) Johannes van Stuijvenberg ist freischaffender Geologe und Numerologe in Bern (CH). Seine Spezialgebiete sind Deponien und Alllasten.

**Kurt Lanthaler: TSCHONNIE TSCHENETT –  
Der Tote im Fels. Kriminalroman/192  
Seiten/Haymon Verlag 1993/öS 190.–, DM 29.–**

*Wirklicher als die Wirklichkeit, Sax, Suff und Rock'n'Roll*

Wenn von den Medien (nicht nur regional) um etwas *scheinbar* so Triviales wie einen Kriminalroman ein so großer Zaubertanz aufgeführt wird, wie dies bei Kurt Lanthalers „*Tschonnie Tschennett – Der Tote im Fels*“ derzeit der Fall ist (und war), müssen entweder gute Kontakte zu den Pressleuten vorhanden sein, oder es muß fast etwas dahinter sein. Beides trifft zu. Zur Geschichte:

Was im „*il mattino EXTRA*“ als täglicher Fortsetzungsroman zwischen Herbst '91 und Frühjahr '92 erschienen war, liegt jetzt, in (teilweise abgeänderter) Buchfassung vor. Begonnen hatte es als Experiment, als ein Versuch eine lokal eingefärbte Kriminalgeschichte zu schreiben, d. h. lokale Schauplätze, auch Tagesgeschehen in einem Fortsetzungsroman unterzubringen. Ein gelungenes Experiment. Ein neues Kapitel in der Südtiroler Literatur sei aufgeschlagen, frohlocken *jetzt* viele. Aber es gibt auch Neider und Gegner. Jedenfalls: Jedem, dem ein Kriminalroman zu „minder“ ist, hält Lanthaler entgegen, daß wohl eben diese Gattung für's 21. Jh. sicherlich Fortbestand, wenn nicht sogar *die* literarische Form sein könnte. Eine reale Beschreibung der Umwelt, des Geschehens auf dieser Welt. Gar so unrecht hat er damit im Zeitalter des Reality-TV wohl nicht.

Das Lokalkolorit macht den Roman aber gerade auch für Nicht-Südtiroler interessant. Es werden Einblicke gewährt, die sonst nicht üblich sind,

oder im schlimmsten Fall nur für Insider verständlich sind. Lanthaler erreicht dies nicht zuletzt durch ein wirklich leSENSwertes Glossar. Oder wußten Sie vielleicht schon, was *cazzo* heißt? Dazu steht dann im Glossar: *cazzo* (ital.): Seegurke (*Cucumaria cucumis*). Zugehörig dem Unterreich der Metazoa (Vielzeller). 2. Reihe: Deuterostomia, 7. Stamm: Echinodermata (Stachelhäuter), 7. Klasse: Holothuroidea (Seewalzen, Seegurken), Art: *Cucumaria cucumis*. Die Holothurien sind frei bewegliche Echinodermen, die durch Streckung der Mund- und Afterverbindungen entlang der Hauptachse zylindrische (gedrungen, wurmförmig) Gestalt angenommen haben. Die Fortbewegungsweise ist meist ein Kriechen auf dem Meeresboden. Viele Holothurien weisen eine große Regenerationsfähigkeit auf. Auf starke äußere Reize hin stoßen sie einen großen Teil ihrer Eingeweide, besonders den Darm, die Kiemenbäume und Ciliarschen Organe, aus und vermögen dann das Verlorengegangene wieder zu regenerieren. Auch: triv. für männl. Glied.

Sagen Sie nicht, das hätten Sie schon gewußt! – Oder – wissen Sie, wie man am besten *MEBO* definiert? Dazu steht dann: *MEBO*, Schnellstraße zwischen Meran und Bozen, die unbedingt gebaut werden muß. Weil sie schon bezahlt ist. Und und und ...

Im Ernst: Lanthaler erzählt ein Milieumärchen, ein Milieumärchen der schönsten Art. Er versteht es – spannend

bis zum Schluß –, aus dem ganz Alltäglichen, dem scheinbar so Banalen, Stinknormalen, etwas Aufregendes zu zaubern. Die Exotik des Alltags, des vom Leben gezeichneten LKW-Fahrers Tschennett ist abenteuerlich, gefährlich, außergewöhnlich, weil er – wie's der Zufall so will – über eine Leiche stolpert. Weil er sich zu sehr dafür interessiert, was und wer dahintersteckt, wird er in ein zunächst ziemlich unüberschaubares Schlamassel verstrickt, aus dem er – obwohl er ein Typ ist, der vieles ein-



stecken kann, also ziemliche „Nehmer“-Qualitäten aufzuweisen hat – nur mehr mit so etwas wie Glück herauskommt. Das Ende ist jedenfalls abrupt und ernüchternd. Muß es auch sein. Sonst wäre der Tschonnie Tschennett hollywoodieskes Klischee: „Gutes gewinnt immer“.

Zum Glück tut uns Lanthaler das nicht ganz an. Er verwendet zwar einige der „klassischen“ Krimi-Klischees, aber der Salat ist gut garniert. Gerade richtig. Da kann man es dem Tschonnie ruhig vergönnen, daß er (Kurt) die Klischees geschickt ausnützt und ihm (dem Tschonnie) auch mal etwas Gutes, wie

ein gutes Glas Wein und eine schöne unnahbare Rothaarige zukommen läßt. (Auf das „gute“ Glas Wein komme ich noch zurück).

Doch die Momente des Glücks sind kurz. Zu verstrickt, zu groß und zu gemein sind die Gogner, Geheimdienst, Politik, Nazis ...

Sogar für die sezierenden GermanistInnen unter den Leserinnen hat Lanthaler ein paar Schmankerln eingebaut: „*Aristoteles. Ichweißdaßichnichtsweiß ... So ungefähr jedenfalls*“ (S. 33).

Lanthalers Tschonnie Tschennett liest sich nicht nur gut, er (Lanthaler) schreibt und liest auch gut (vor). Was im Musikgeschäft die Leser-show, ist im Literaturgeschäft die Leser-show. Ohne Leser-show kommt heute kaum noch ein/e Autor/in aus. Kurt Lanthaler tingelt dabei abseits der elitären Literaturzirkel durchs ganze Land – ist und war Gast in diversen Gasthäusern, Spielunken, Weinstadln etc., um seinen *Tschonnie* unters Volk zu bringen. Dazu gibt es dann und wann schon mal rockige Klänge der „Bethlehem Revival Band“, wo Lanthaler als Saxophonist agiert.

„Das größte lebende literarische Talent in unserem Lande“ (meinte das *EXTRA*), es will unters Volk. Gleich ob die Berta, der Totò, die Tante Mitzi oder der Valt – lesen sollen es alle, von Pflersch bis Alitz, von Hamburg bis nach ...

Er zielt aufs „Massenpublikum“ (was immer das auch heißen mag), trifft – so ganz nebenbei – natürlich auch die Brieftasche. Nicht nur mit den Verkaufstantiemen. Das Zauberswort heißt in der Fachsprache der WerberInnen „product placement“: Ein Produkt wird z.B. in einem Film – in diesem

Fall in einem Buch – des öfteren genannt, gezeigt, angesprochen ..., wodurch indirekt und deshalb besonders direkt – weil auf die Psyche der KonsumentInnen, LeserInnen besonders wirksam – für das Produkt geworben wird. Im Falle des Tschonnic Tschonnic sind es zwei (Traminer) Alkoholhersteller, für deren Produkte der Tschonnic „ganz zufällig“ besonders schwärmt. Das tut – in diesem Fall, in diesem Genre – dem Ganzen sicher nichts ab. Klischees haben auch ihre guten Seiten. Cash and carry auf literarisch – recht hat er. Er, der „Realsozialist“ schwört jedenfalls, daß er sich seine Sponsoren gut aussucht. Sei's drum, er steht zumindest dazu (Und wenn's doch nur real verzicrender Sozialismus wäre? Denken wir lieber an etwas anderes...).

**HANS HAID/JOSEF HUBER: „Poesie des Landlebens“, Bilder und Texte aus einer geliebten Heimat (Edition Löwenzahn 1992)**  
94 Seiten, Fotos

Mit der Poesie ist es so eine Sache. Aber der Reihe nach. Beginnen wir von vorne, ganz von vorne; erinnern wir uns an die Anfänge, an die gute alte Zeit. Erinnern wir uns...

Liebe LeserInnen haben Sie sich orieniert? Gut, dann können wir zu Schritt II dieser Buchbesprechung übergehen. Buchstabieren Sie nun bitte: P-O-E-S-I-E (Poes, Oooo, Ecco, Esss, Hii, Heee). So, nun sprechen Sie bitte das Wort als Ganzes aus: Poesie. Nein, nicht so! Etwas mehr Melodik bitte. Phantasie! Also noch einmal, mit einer etwas sanfteren Stimme. Lassen Sie sich ruhig Zeit, Sie dürfen das Wort sogar auf der Zunge zergehen lassen. Nach dieser verbal-geistiger Lockerungsübung, zur eigentlichen Buchbesprechung

Man mag über Kurt Lanthaler sagen, was man will, ob „größtes lebendes literarisches Talent“, oder schlicht einat, der es versteht, mit den Menschen umzugehen, er ist jedenfalls ein gerissener Hund. Und das möchte ich hier nicht negativ, sondern als Kompliment verstanden wissen.

Wenn dein Kurt nur der Wein, nicht aber der Erfolg zu Kopf steigt, dann dürfen wir uns wohl auf seine künftigen Veröffentlichungen freuen. „So Gott will!“ (HaHa), erscheint im Herbst „Tschonnic Tschonnic – Grobes Foul“, bzw. das Buch soll vorab in Fortsetzungen wieder im EXTRA (falls es es bis dahin wieder gibt) veröffentlicht werden. Gekönt – Ohne Wenn Und Aber. Im Spiritus Amen.

Alexander Larch

interessanter, wunderschöner Band entstanden. Ein Poesiealbum ist es geworden, so wie es jede/r vielleicht einmal in jungen Jahren auch einmal hätte oder haben wollte

Hans Haid, Volkskundler, hat die Poesie des Landlebens in Worte gefaßt (in Ötztaler Mundart bzw. für Unkundige ins Schriftdeutsche übertragen); Josef Huber, Fotograf, hat versucht, sie in seinen Bildern festzuhalten.

Den reinen BetrachterInnen fallen sofort die Bilder ins Auge. Bilder aus einer vergangenen und, so scheint es, aus einer (oberflächlich gesehen) guten alten Zeit. Sie schweigen bereits in nostalgisch-romantischen Gefühlen? Wachen Sie bitte wieder auf! Der Mensch neigt allzu leicht dazu, rückblickend das Vergangene im erklärenden Licht zu sehen. Jede/r Kenner/in des Landlebens weiß um die Härte des Landlebens. Deshalb eben ist es mit der Poesie so eine Sache, sie kann allzu leicht in Nostalgie umschlagen. Nun, wer die Augen beim Lesen oder Schauen aber offen hält, gerät sowieso nicht in diesen gefährlichen Strudel.

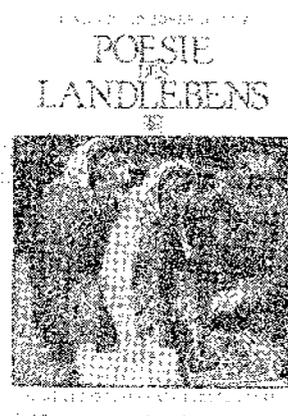
Die „Bilder und Texte aus einer geliebten Heimat“, so der Untertitel, sind bisweilen schon ein Nachruf auf eine verschwindende Welt. Vor allem rufen die Bilder eines ins Gedächtnis: das Wissen um die Vergänglichkeit. Alter, Tod, Gott, Tränen, Arbeit, Ärger, Armut, Lachen, Einfachheit, Zerfall, Sterben, Müdigkeit, touristische Fotomotive, Trauer, Wehmut, Poesie? Nostalgie?

Alles Friede, Freude, Eierkuchen? Nein. Die Bildaussage, die Sprache ist klar. Hans Haid's Poesie bittet ins Zweifelsfall jedem, in die Realität zurückzukehren. Unsinn! oft, sicher fragstellend, vor allem aber wirkungsvoll.

Wer nur schauen will, soll ruhig schauen; wer lesen will, soll lesen; wer beides tut, kann vielleicht eines begreifen.

Zum Schluß noch eine Frage: Gibt es eine Poesie des Landlebens überhaupt? Für mich zweifelsohne, so wie es auch eine Poesie des Stadtlebens gibt. Aber das wäre wohl ein anderer Bild-Lese/Lese-Bildband.

Alexander Larch



**Sturzflüge, Nr. 37/38 – Bozen, Jänner/Februar 1993, 114 Seiten mit einer „Beilage“ von B. Mahlknecht und O. Egger**

Mehr als nur hin und retour. Die neue Sturzflüge-Nummer mit dem Themenschwerpunkt „on the road“

Es ist vielleicht ein wenig unschicklich, bei der Besprechung einer Kulturzeitschrift ganz hinten bei den Rezensionen anzufangen und mag den Eindruck hinterlassen, den ersten Teil könne man ruhig überblättern. Beides soll in Kauf genommen werden, um es einmal in aller Deutlichkeit zu sagen: Die Rezensionen der Sturzflüge sind auch diesmal wieder sorgfältig und behutsam zusammengestellt wor-

den, ein kleines Schmökerekabinnett von der feineren Sorte. Anmerkungen und Empfehlungen, denen man ein feines Gespür für bessere Bücher nicht absprechen kann. Und schließlich ist es doch immer wieder tröstlich, wenn man einer Besprechung anmerkt, daß der Rezensent das Buch auch gelesen hat.

„On the Road“ nennt sich das Schwerpunktthema der letzten Nummer der Sturzflüge

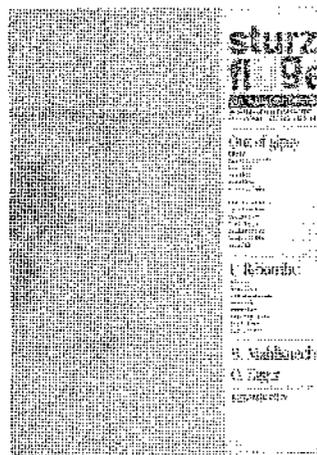
(die mit dieser Doppelnummer 37/38 auch bereits in den 10. Jahrgang gekommen sind), die vor kurzem erschienen ist. Auf dem Umschlag allerdings heißt es „out of gipsy“, so als ob es sich bei „on the road“ um einen vorläufigen Arbeitstitel handelte, so als ob „on the road“ vielleicht ein wenig zu eng gefasst wäre für ein Thema, dem sich, wie im Editorial zu lesen steht, „alle Beiträge mehr oder weniger annähern, oben on the road, auf der Straße, im Gasthaus, auf dem einsamen Planeten, von jüdischen Lebenswelten bis zum Grabmal Dantes, von Mud Slide Slim bis zu Uwe Griesmann“.

Die Straße, der Weg, das Unterwegssein ist, wie angekündigt, eines der zentralen Themen vieler Beiträge. Es ist aber nicht das einzige. Da wird das Kino der Straße, der klassische „road-movie“ als Kino der Flucht untersucht (Bobbi Guaitirolo) und sein Niederschlag in der Musik (Paolo Crazy Carnevale und Vittorio Albani) sowie in der Literatur der sogenannten „beat generation“. Da wird die Metapher der Straße als Motiv der amerikanischen science-fiction-Literatur unter die Lupe genommen (Eugen Galasso).

Bis hierher riecht der Themenschwerpunkt noch sehr nach einer Spurensuche in den kulturellen Relikten der (fast untergegangenen) vorwiegend US-amerikanischen 68er und Vor-68er-Bewegung. Der Freiheitsdrang, der in den untersuchten Beispielen rund um das Thema „on the road“ inszeniert wird, entspricht noch der Welt des Kalten Krieges. „On the road“ trägt noch eine wörtliche Bedeutung. Es geht um Ausbrüche, um Fluchtversuche aus einer borniert-kleinbürgerlichen Gesellschaft, um die Auflehnung gegen ein reaktionäres politisches Klima in der amerikanischen McCarthy-Ära der 50er Jahre, gegen den Korea- und dann v.a. gegen den Vietnam-Krieg.

Eine Nachlese, die im großen und ganzen interessant, aber an manchen Stellen ein wenig zu flach, weil allzubekannt ausgefallen ist.

Von Amerika führt der Weg nach München, Stadtteil Sendling. Ein buchlanges, mittlerweile mehrbändiges Gedicht („Oberländer Eckedaiser“) von Bernhard Setzwein in der Mitte der Struzflüge-Nummer hat zwar ebenfalls die Straße im Blickfeld, freilich nicht mehr als Metapher der Flucht, sondern, wenn schon, als Kulisse für Ankommende und Abgehende, für Begegnungen literarischer Art (Teil I), für eine



„Herbergsuche“ (Teil II), für Debatten über die Literatur und andere Probleme (Teil III) und für Ausflüchte (aus der Wirtschaft) (Teil IV). Teil V: Abgang. Ein Gedicht, das vom Aufgelösten und Gehörten (nicht nur auf der Straße) lebt. Ein lesenswertes und nicht immer ganz lustiges Gedicht. Wer mehr davon haben möchte, muß auf die gesamte Ausgabe in Buchform warten, die im Frühjahr im „A1 Verlag“ in München erscheint.

Nicht auf der Straße, sondern durch verschiedene Texte bewegt sich Elmar Locher in seinem Beitrag „Wortgang“, der dem Thema der jüdischen Wanderung folgt. Da geht es zum Beispiel um den Weg der Ostjuden ins ersehnte Freie, in den Westen, ein Weg, der sich freilich unter ihren Füßen zu wandeln beginnt: vom hoffnungsvollen Aufbruch in die

bittere Enttäuschung. „Der Ostjude“, schreibt Joseph Roth, „sieht mit einer Sehnsucht nach dem Westen, die dieser keinesfalls verdient. Dem Ostjuden bedeutet der Westen Freiheit, die Möglichkeit zu arbeiten, und seine Talente zu entfalten, Gerechtigkeit und autonome Herrschaft des Geistes, Ingenuere, Automobile, Bücher, Gedichte schickt Westeuropa nach dem Osten. Es schickt Propagandaschriften und Hygiene, Nützlichliches und Erhebendes, es macht eine hygienische Toilette für den Osten“. Diese jüdischen Wanderungen gehören mittlerweile zwar der Geschichte an, die Aufbrüche vom Osten aber sind spätestens nach dem Fall der Mauer beklemmend aktuell. Die „lügenrische Toilette“ versieht ihre Dienste seit 1989 wiederum im Osten.

Lochers Collage (aus Texten von Joseph Roth, Edmond Jabes, Rahel Varhagen, Karl Emil Franzos, Gert Mattenklott, Claudio Magris) geht den geschriebenen Spuren nach, die von verschiedenen Perspektiven aus vom ewigen Aufbrechen und Ankommen, von der Vertreibung und der Fremde und – vom Mythos des jüdischen Kreislaufs des Geldes erzählen. Eine unkonventionelle Annäherung an das Thema vom Gehen und Wandern, die es wert wäre, fortgesetzt zu werden.

Von der literarischen Geschichte über die Juden zu den Wander-Geschichten der Literatur. Zuerst ein Reisebericht (ausschnittsweise). Am 30. April 1768 bricht Peter Simon Pallas, Naturwissenschaftler und Mitglied der Akademie der Wissenschaften von St. Petersburg, auf. Das Ziel der Reise: die russischen Provinzen. Das Ergebnis der Reise: Tagebücher, die mehr sind als stenographische Protokolle eines wißbegierigen Wissenschaftlers, sondern aufmerksame Schilderungen aus einem bekannten und doch fremden Land. Dann ein Sprung in die Jetztzeit.

Die literarischen Beiträge von Laura Fallai, Verena Nolte, Isolda E.A. Tappeiner und Jürgen Ploog reden zwar auch von der Straße und den Begegnungen darauf, doch sie betreten noch einmal ein anderes Terrain. Wenn in ihren Texten die Straße und das Unterwegssein wieder zur Metapher wird, dann bedeutet das vor allem eines: aus der Kindheits Erinnerung (in der Skizze von Isolda E.A. Tappeiner: „Wiederbegegnung“) wird der fiktive Ortswechsel – der Weg eben, die Straße – zwischen Innen- und Außenwelt, zwischen Vergangenheit und Gegenwart (beispielsweise in der kurzen Erzählung von Verena Nolte: „Zona Dantesca“).

Anton Holzer

## COMIX: Il giornale dei fumetti Franco Cosimo Panini Editore Modena

Hägar the Horrible, Hägar der Schreckliche, der wohl bekannteste Wikinger der Welt (Wicky und die starken Männer im dt. Sprachraum einmal begrüßt auf der Titelseite der mythischen Nummer Null, die Gründung von COMIX – Il giornale dei fumetti. Die wöchentlich erscheinende Zeitung im A3 Format präsentiert – der Name suggeriert es be-

reits – Comics und Mix. Fast jede Zeitung oder Zeitschrift hat ja eine Rubrik mit Comics oder Cartoons, aber COMIX ist eine Zeitung, die ganz und gar den Helden und Heldinnen der comic strips gehört. Halt! Was sind comic strips? Was sagt der Duden: Comics: (komikst; Kurzw. für: Comic strips) u. Comic strips (komik stripst; amerik.; „drollige Streifen“): mit Texten gekoppelte Bilder-

fortsetzungsgeschichten abenteuerlichen, grotesken oder utopischen Inhalts (z.B. Donald Duck, Asterix). Aha.

Auf insgesamt 32 Seiten tummeln sich altbekannte und weniger bekannte, gute und noch bessere, lustige und traurige, satirische „drollige Streifen“. Anspruchsvolles steht neben simpel Unterhaltendem, Komisches neben nachdenklich Stimmendem. Dies nur einige spontane Impressionen, wenn ich die Bildgeschichten abenteuerlichen, grotesken, utopischen und oft nur allzu realen Inhalts anschau.



Gerade ein Jahr alt ist *COMIX* heuer geworden. Gegen Ende 1991 gegründet, erschien die Zeitung Anfang 1992 das erste Mal mit der bereits angesprochenen Nr. 0.

Große Namen international anerkannter und erfolgreicher Comiczeichnerinnen stehen neben (noch) unbekannt(er)en. Dick Browne (Hägar), Scott Adams (Dilbert), Juan Ballesta (Lui&Lei), Stefano Disegni und Massimo Caviglia, Susan Rose und Joanna Ferrone (Fido Dido), Jim Davis (Garfield), Bouvi (Sturmtruppen), Quino, Charles M. Schulz (Peanuts) und und und ...

Dazu kommen noch einige sehr interessante Rubriken. In jeder Ausgabe wird ein *comico d'autore* ein Komiker vor-

gestellt. Auch hier gibt sich *COMIX* international. Paolo Rossi steht dort neben Woody Allen, Roberto Benigni ... Die Rubrik *Collezione di tutto* von Umberto Domina präsentiert ulkig- bis komisch-tragische Fundstücke aus dem Alltag, Zeitungsausschnitte, Fotos, immer Originelles, nicht zuletzt auch von der inzwischen zahlreichen LeserInnenenschaft zugetragen. *Archeologia del ridere*: humorvoll Historisches. Besonders nett: *Facce da calci / Epigrammi Sportivi*: bössartiges zur wichtigsten Nebensächlichkeiten Italiens, dem Fußball. *Il proiezionista*: Satirisch-ironisch-unterhaltsame Kino-Film-Inhalts-Angaben mit trefflichen trifft-den-Nagel-auf-den-Kopf-Analysen. *Il meglio del peggio. Top 25. La battuta del secolo*, von LeserInnen eingesandte, geistreiche Sprüche, Pointen und Anmerkungen. Und zum Schluß die Krönung: die letzte Seite mit den Pseudowerbungen der *Università del Progetto*. Köstlich!

Eines ist sicher: Realistischer und anschaulicher als mit ein paar gezeichneten Linien (nicht negativ mißzuverstehen!) könnte man die Realität oft gar nicht festhalten. Die graphische Aufbereitung eines Vorfalles, eines historischen oder zeit(geist)gemäßen Problems ist meist um sehr viel mehr verständlicher, als dies lange Abhandlungen, Fotos, Fernsehbilder u.ä. je sein könnten (natürlich nicht immer!). Überspitzt gesagt: Die ganze Familie kann schauen (lesen), lachen, sich unterhalten und kapieren.

Wer die bisherigen Ausgaben versäumt hat, hat jetzt auch die Möglichkeit, eine gesammelte Ausgabe von *COMIX* zu erwerben.

Ansonsten ist *COMIX* jeden Samstag am Kiosk erhältlich.

Alexander Larch

Die  
**SKOLAST**

Redaktion

dankt

sich

selbst

und

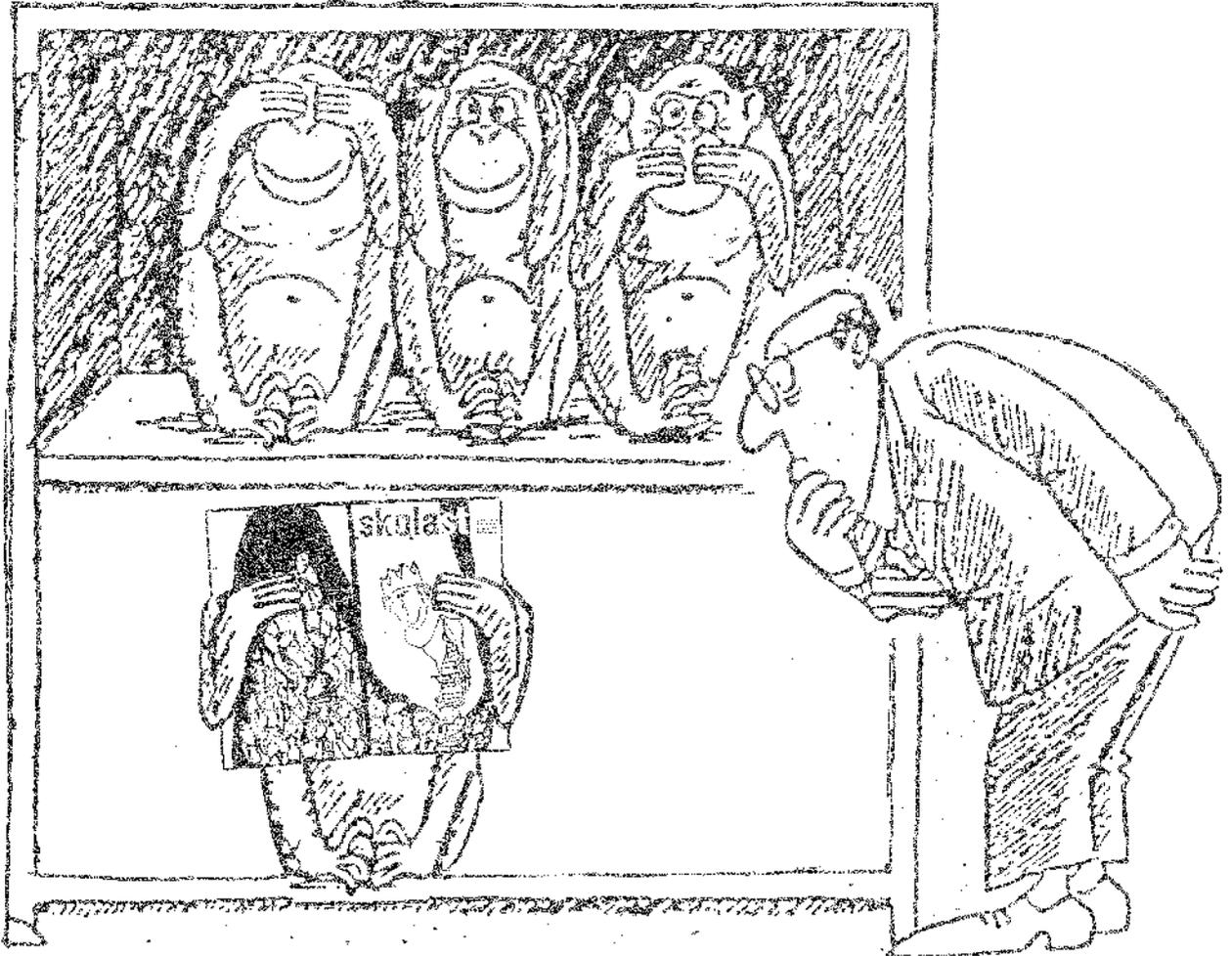
gratuliert

den

Anderen.



# „Zugabe“



R. Holzpietz & P. Zwackelmann

Kommt ein Vogel geflogen ...